



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Lorna, die Löwenfrau

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Lorna, die Löwenfrau

John Sinclair Nr. 504

von Jason Dark

erschienen am 01.03.1988

Titelbild von Boris Vallejo

Sinclair Crew

Lorna, die Löwenfrau

»Sie heißen?« fragte der Staatsanwalt. Er war ein korpulenter Mann mit Halbglatze und einer Brille mit dunklem Horngestell, die dicke Gläser aufwies. Die Augen dahinter wirkten übergroß, auch irgendwie hungrig. Sie zeigten, daß der Mann nach Sensationen gierte.

»Das wissen Sie doch, Attorney.«

McCloud lächelte maliziös. »Ich will es aber von Ihnen hören.«

Die Frau nickte. »Ich heiße Lorna Delaney.«

»Warum nicht gleich so?« McCloud entspannte sich und lehnte sich zurück. Jetzt lächelte er breit. Aus seiner sicheren Position heraus sprach er den nächsten Satz. »Lorna Delaney, angeklagt wegen Mordes an ihrem Ehemann Daniel Delaney.« Im Gerichtssaal wurde es still. Niemand wagte auch nur ein leises Hüsteln.

Die Augen der Anwesenden waren auf Lorna Delaney gerichtet, auf eine Mörderin und eine faszinierende Frau.

Sie war überdurchschnittlich groß, dabei nicht mehr schlank, sondern kräftig gebaut. Manche hätten ihre Gestalt schon als Männerfigur bezeichnet. Die Haare bildeten eine gewaltige Mähne. Und sie besaßen auch die mattgelbe Farbe einer Löwenmähne. Selbst die Haut schimmerte in diesem Ton. Dafür schimmerten die Augen im Glanz von Bernstein.

Selbst in ihrem unmodern geschnittenen, grauen Kostüm fiel sie positiv auf. Diese Frau besaß Persönlichkeit, selbst als Mörderin. Es war nicht die Hauptverhandlung, außerdem hatte Lorna drei Wochen zuvor im Krankenhaus gelegen, sie benötigte jetzt eine gewisse Erholung, was der Staatsanwalt nicht einsah.

Er blätterte in seinen Unterlagen. Dann schaute er auf. »Sie haben ausgesagt, daß Sie Ihren Ehemann nicht getötet haben. Das entnehme ich dem Protokoll. Aber alles spricht gegen Sie, jedes Indiz. Man hat sie neben der fürchterlich entstellten Leiche gefunden. Sie waren blutbespritzt, Sie…«

»Ich habe ihn nicht getötet!«

»Fallen Sie mir nicht ins Wort, Angeklagte.« Der Staatsanwalt spielte jetzt den scharfen Hund. »Wer sollte es denn Ihrer Meinung nach gewesen sein?«

»Ich nicht!«

»Kennen Sie dann den Mörder?«

»Einspruch!« rief der Pflichtverteidiger. »Das lasse ich nicht zu. Suggestivfragen sind nicht gestattet.«

Der Untersuchungsrichter nickte. »Einspruch stattgegeben!«

McCloud lächelte. »Es ist gut. Ich fasse noch einmal zusammen. Sie haben Ihren Mann Daniel nicht getötet…«

»So ist es!«

»Wie kommt es dann, daß die Beamten Blutspuren an ihrem Körper gefunden haben, Hautreste Ihres Mannes unter den Fingernägeln, das alles weist auf Sie als Täterin hin. Und Sie bestreiten noch immer alles? Ich kann es nicht begreifen.«

»Ich habe ihn nicht getötet!«

»Sie wissen, daß man Sie anschließend in ein Krankenhaus gebracht hat, wo Sie drei Wochen verbrachten!«

»Ja!«

»Der Gutachter schrieb, daß Sie nervlich soweit hergestellt seien, um einer Verhandlung beiwohnen zu können. Ich brauche also keine Rücksicht zu nehmen und kann Sie befragen wie jeden normalen Angeklagten.«

»Tun Sie das!«

McCloud legte die Hände gegeneinander. »Ich möchte noch einmal auf Ihre Zeit im Krankenhaus zurückkommen«, sagte er. »Man hat mir berichtet, daß Sie sich ungewöhnlich verhalten haben.«

»Inwiefern!«

»Ein Psychologe kam nicht klar mit Ihnen, Mrs. Delaney. Sie sprachen von Dingen, die auch mir unbegreiflich sind. Wollen Sie jetzt darüber reden?«

»Wie meinen Sie das?«

»Nun, Sie hatten nichts dagegen, in Hypnose versetzt zu werden. Man wollte ihre Seele erkunden, und es sind Dinge zutage gefördert worden, die ich als sehr interessant bezeichnen möchte.«

Der Verteidiger sprang auf. »Wieder Einspruch, Euer Ehren. Das gehört nicht in diese Untersuchung. Wir befinden uns nicht in der Hauptverhandlung. Wenn der Staatsanwalt das bitte auch zur Kenntnis nehmen würde.«

»Einspruch stattgegeben!« erklärte der Richter.

McCloud verzog das Gesicht, protestierte aber nicht. Er hielt sich an die Regeln.

Lorna Delaney saß unbeweglich auf ihrer Bank. Ihr Blick war nach innen gerichtet. Sie machte einen geistesabwesenden Eindruck.

McCloud suchte nach einer neuen Formulierung. Er schüttelte dabei den Kopf und sagte: »Ich möchte trotz allem noch einmal auf Ihren Krankenhausaufenthalt zu sprechen kommen. Für mich und für die Fortführung der Verhandlung bedeutet er viel, da können Sie sich nicht von freisprechen. Die Ärzte haben…«

»Hören Sie auf, McCloud!«

Der Staatsanwalt schrak zusammen. Er verstummte tatsächlich. So einen Ton war er nicht gewohnt, kein Angeklagter hatte je in diesem Tonfall mit ihm gesprochen.

Er sah auch nicht, daß Lorna Delaney dabei war, die Handtasche zu öffnen, die auf ihren Knien lag. Ihre Finger verschwanden im Innern der Tasche. »Was erlauben Sie sich? Sie haben nicht das Recht, mir ins Wort zu fallen!«

Lorna stand auf. »Jetzt reicht es«, sagte sie.

»Setzen Sie sich wieder hin, Sie…!«

Da zog Lorna die Waffe. Es war eine Pistole, deren Mündung plötzlich auf den Staatsanwalt wies, der völlig konsterniert war und nicht einmal den kleinen Finger bewegte.

»Wenn sich einer von Ihnen hier rührt, werde ich schießen!« drohte die Frau mit ruhiger Stimme. »Haben Sie mich verstanden?«

Der Richter nickte, nur Lornas Verteidiger mischte sich ein. »Machen Sie keinen Unsinn, Lorna! So kommen Sie hier nie raus. Glauben Sie mir!«

»Lassen Sie das nur meine Sorge sein. Ich weiß genau, was ich zu tun habe!«

Sie konnte mit einer Waffe umgehen, und sie besaß starke Nerven, denn die Hand zitterte nicht. Nach wie vor war die Mündung auf den

Staatsanwalt gerichtet, der bleich geworden war. Auf seiner hohen Stirn glänzten die Schweißperlen.

Es befanden sich nicht viele Menschen im Gerichtssaal. Der Richter, der Staatsanwalt, der Verteidiger, ein Beamter der Justizverwaltung, natürlich die Angeklagte, und an der Tür stand ein Uniformierter, der Lorna auch hergeschafft hatte.

Er aber mischte sich nicht ein, weil er keinesfalls das Leben des Staatsanwalts riskieren wollte.

Sie alle warteten ab.

Die Spannung hatte sich verdichtet. Selbst lautes Atmen wurde als Störung empfunden.

Auf der Bank, auf der Lorna gesessen hatte, hätten noch vier weitere Personen ihre Plätze finden können. Sie aber hatte allein dort gehockt und trat jetzt zur Seite. Sie schob sich an der Kante der Sitzfläche entlang, nahm in ihrem Rücken ein Geräusch war und zuckte herum.

Ihr Verteidiger starrte plötzlich in das dunkle Loch der Mündung.

»Keine Bewegung, habe ich doch gesagt. Das gilt auch für Sie!«

»Ja, schon gut!« Der Verteidiger hob sogar die Hände. Um Lornas Lippen zuckte ein verächtliches Lächeln.

Schritt für Schritt ging sie weiter. Sie ließ die Bank hinter sich und betrat den Gang, der zwei fast leere Sitzreihen teilte.

Lorna war zufrieden. »So ist es gut«, erklärte sie. »Wirklich gut. Ihr seid phantastisch.« Sie ging noch einen Schritt, dann den nächsten und näherte sich der Tür.

Jetzt griff der Richter mit Worten ein. »Sie haben keine Chance, Mrs. Delaney, geben Sie auf.«

»Nein!«

Die Antwort klang fast entschlossen. Dann sprach sie den Polizisten an der Tür an. »Gehen Sir zur Seite, stellen Sie sich an die Wand und heben Sie die Hände!«

Der Mann gehorchte nicht.

»Soll ich dem Richter ein Loch zwischen die Augen schießen?« fragte Lorna. Ihre Stimme klang noch immer ruhig.

»Okay, ich gehe schon.«

»Das ist auch gut so.«

Lorna bewegte sich ebenfalls auf die Tür zu. Sie hatte dabei einen Winkel eingenommen, der es ihr erlaubte, die Anwesenden im Auge zu behalten.

Niemand rührte sich. In der Stille hätte man das Fallen einer Stecknadel hören können.

An der Tür blieb Lorna stehen. »Ich würde Ihnen raten, keine Verfolgung aufzunehmen. Ich werde mir den Weg freischießen!«

Der Richter schüttelte den Kopf. Er war schon älter und hatte in den langen Berufsjahren viel erlebt. Deshalb verlor er auch nicht die

Nerven. »Sie haben keine Chance, Mrs. Delaney. Wie wollen Sie aus dem Gerichtsgebäude fliehen?«

»Das lassen Sie mal meine Sorge sein.«

»Sie machen alles noch schlimmer!«

Lorna lachte auf. »Noch schlimmer machen? Ich bin doch für euch eine Mörderin. Ihr habt mich abgestempelt, aber ich bin keine Killerin, so wie ihr es euch denkt. Das ist ein Irrtum. Wenn ihr allerdings die starken Männer spielen wollt, ich hindere euch nicht daran, in den Tod zu gehen. Alles klar?«

»Sicher!«

Lorna tastete nach der Türklinke und drückte sie nach unten.

Verschlossen war die Tür nicht. Es steckte auch kein Schlüssel im Schloß. Niemand würde eine Verhandlung stören!

Lorna hielt noch immer die Waffe in den Saal gerichtet, als sie die Schwelle übertrat. Die Männer saßen wie auf dem Sprung, auch der Polizist bewegte sich jetzt, weil er, von Lorna aus gesehen, im toten Winkel stand.

Er schlich auf Zehenspitzen zur Tür, sein Gesicht war angespannt.

Lorna besaß genau den richtigen Instinkt. Plötzlich trat sie wieder vor, schwenkte die Pistole herum – und schoß.

Der Polizist schaute noch in die blasse Mündungsflamme. Im gleichen Moment spürte er den unheimlichen harten Schlag in der Körpermitte. Seine Uniform hatte ein Kugelloch bekommen, das sich mit einer roten Flüssigkeit füllte.

Lorna aber knallte die Tür zu und sprang in den breiten Gang, den sie durchlief…

***

Ihr Anwalt war der erste, der aufsprang. Er rannte auf den Polizisten zu, der noch nach links gekippt war und zwischen den Sitzreihen lag. »Einen Arzt, einen Arzt!« brüllte der Verteidiger. »Er lebt noch!« Eine Sekunde später riß er die Tür auf.

Natürlich war der Schuß gehört worden. Nach der kleinen Schockpause öffneten die Anwesenden die Türen. Sie stürmten in den breiten Gang, jeder hatte viele Fragen, nur der Anwalt gab sich mit einer zufrieden.

»Wo ist die blonde Frau?« schrie er einen Gerichtsdiener an, der ihn völlig konsterniert anschaute.

»Die im Kostüm?«

»Ja.«

»Die rannte hier entlang!« Er deutete mit dem Daumen über seine Schulter.

»Danke!«

»Ach so. Dann hat sie noch die Toilettentür aufgerissen. Sie muß dort

sein.«

»Danke!« Der junge Anwalt rannte los. Zwar spürte er auch Furcht, seine Klientin hatte schließlich bewiesen, daß es ihr ernst war, aber er wollte sich Lorbeeren verdienen. Wenn es ihm gelang, die Frau zu stellen, kam er groß in der Presse heraus.

Die Toiletten lagen ziemlich weit hinten. Fast schon am Beginn der breiten Treppe. Sie hätte auch die Stufen nehmen können, um zu fliehen. Weshalb war sie auf die Toilette verschwunden?

Der Anwalt hatte die Damentoilette noch nie betreten. Jetzt mußte es sein.

Da flog ihm die Tür entgegen. Er konnte noch soeben zurückzucken. Aber nicht Lorna Delaney verließ den Raum, sondern eine völlig verstörte Frau, die an ihm vorbeirennen wollte.

Er hielt sie an der Schulter fest. »Haben Sie die blonde Frau gesehen?«

»Ja, ja…«

»Wo…?«

»Drin. Sie ist drin. Sie ist in einer Kabine. In der rechten, glaube ich.«

»Danke.«

Der Anwalt wollte gerade die Toilette betreten, als der Richter kam. Zwei Beamte begleiteten ihn. Sie waren bewaffnet. Die Mündungen ihrer Schießeisen wiesen gegen die Decke.

»Sir, lassen Sie mich mit ihr reden!«

»Gibt es da überhaupt noch etwas zu diskutieren?«

»Ich weiß, aber…«

»Mr. Duncan, ich möchte Sie darauf hinweisen, daß Sie sich in Lebensgefahr begeben.«

»Ich weiß, aber es ist mein Leben. Geben Sie mir eine halbe Minute, mehr nicht.«

»Gut, wie Sie wollen.«

Duncan, der Anwalt, betrat den Vorraum der schmalen Toilette mit zitternden Knien. Ein Waschbecken, ein Spiegel darüber, gelbe Kacheln, die nur die Hälfte der Raumhöhe einnahmen, und zwei Türen, davon eine, die verschlossen war.

Dahinter mußte sich Lorna befinden.

Duncan machte nicht den Fehler, sich direkt vor die Tür zu stellen.

Er nahm seitlich davon Aufstellung und wußte auch nicht, ob ihn seine Klientin bereits gehört hatte.

»Lorna!« rief er. »Ich bin es, Ihr Anwalt!«

»Was willst du Versager hier?«

Es war eine Antwort, mit der er nicht gerechnet hatte, und sie schockierte ihn. Allerdings nicht die Worte, es war der Klang der Stimme, der ihm so bitter aufstieß.

Er hatte sie zwar als die seiner Klientin identifiziert, doch Lorna hatte

mit einem rauhen Unterton gesprochen, als wäre sie in der letzten Zeit heiser geworden.
»Ich möchte, daß Sie aufgeben, Lorna!«
»Nein, Versager, ich gebe nicht auf. Aber verschwinde du! Geh weg, bevor es zu spät ist!«
»Wollen Sie schießen?«
Sie lachte nur. Diesmal hatte dieses Lachen etwas Fauchendes an sich, als würde sich jenseits der Tür ein gefährliches Raubtier verbergen. Der Anwalt wurde bleich und verstand die Welt nicht mehr.
Er wußte nicht, was er noch unternehmen sollte. Dieses Lachen hatte sich angehört, als wäre die Frau nicht allein in der Kabine.
Duncan kam sich dumm vor. Er stellte die Frage dennoch. »Sind Sie nicht mehr allein, Lorna?«
»Du merkst alles, Versager!«
»Wer ist bei Ihnen?«
Eine Erwiderung bekam er abermals nicht. Zudem war seine Sprechzeit, die ihm der Richter eingeräumt hatte, bald abgelaufen.
Da hörte er das Kratzen an der Tür.
Gleichzeitig vernahm er fauchende Geräusche. Dazwischen ein tiefes Stöhnen, das ihm einen Schauer über den Rücken jagte. Er konnte sich keinen Reim auf die Laute machen, war sich aber sicher, daß hinter der Tür etwas Unheimliches vorging.
Seine Zeit war um.
Die Tür zum Gang wurde aufgezogen. Die beiden Polizisten betraten mit schußbereiten Waffen den schmalen Raum. Dahinter sah Duncan die schmale Gestalt des Richters.
»Kommen Sie, Mr. Duncan.«
»Einen Moment noch!«
»Nein!«
Er rief trotzdem nach seiner Klientin. »Lorna, ich bitte Sie, machen Sie keinen Ärger. Sie kommen nicht raus. Auch durch das Fenster nicht. Wir liegen hier in der zweiten Etage. Sie werden einfach keine Chance bekommen.«
»Hau ab, Versager!«
Nur undeutlich vernahm Ab Duncan den Befehl. Er klang wie ein Fauchen. Dann schlug jemand von innen mit einer gewaltigen Kraft so hart gegen die Tür, daß sie im Rahmen erzitterte.
Einer der Polizisten packte den Anwalt an der Schulter und zog ihn zurück. »Das ist jetzt unsere Angelegenheit, Mr. Duncan!«
»Lorna, ich…«
Duncans weitere Worte gingen in einem infernalischen Krach unter, als die Tür von innen aufgerissen und dabei zerfetzt wurde.
Holzsplitter wirbelten den Männern entgegen, die zurücksprangen.

Auch Duncan prallte gegen die Wand. Er wollte sich davon lösen, konnte es aber nicht. Auch die Polizisten gaben keinen einzigen Schuß ab. Zu groß war ihre Überraschung.
In der Türöffnung stand keine Frau mehr, dafür ein Raubtier.
Ein Löwe!

***

Es war ein prächtiges Tier mit einer gewaltigen Mähne. Die Augen funkelten in der gleichen Farbe wie bei Lorna. Das Maul war aufgerissen. Ein gefährliches Gebiß schimmerte gelblichweiß, und zwischen den Zähnen hing der Geifer.
Der Körper füllte fast den gesamten Toilettenraum aus. Die prächtige Mähne besaß die gleiche Farbe wie die Haare der Lorna Delaney. Das aus dem Maul dringende Fauchen drang den drei Männern entgegen wie ein Gebrüll aus der Hölle.
»Schießen!« schrie der Richter. »Verdammt, so schießen Sie doch endlich!«
Einer der Polizisten drückte ab. Die Kugel verschwand in der dichten Mähne, doch der Löwe zuckte nicht einmal zusammen. Dort, wo das Geschoß getroffen hatte, blitzte es für den Bruchteil einer Sekunde auf, das war die gesamte Reaktion.
Dann senkte der Löwe den Schädel und sprang plötzlich vor.
Keiner konnte ausweichen, es war einfach zu eng. Mit einem einzigen Prankenschlag erwischte das Tier die beiden Polizisten und holte sie von den Beinen. Die Ärmel der Uniformen wurden zerfetzt, Wunden wurden gerissen, aus denen das helle Blut quoll.
Der Anwalt riß die Arme hoch und schrie, weil er den nächsten Treffer erwartete, doch der Löwe dachte nicht daran. Er zog seinen mächtigen Körper zusammen und schaffte es tatsächlich, sich in dem schmalen Gefängnis umzudrehen.
Sekunden später zersplitterte eine Scheibe. Sie war gitterlos, noch nie hatte jemand versucht, aus dem Bau zu fliehen.
Bis auf diesen Löwen.
Der schaffte es mit einem gewaltigen Sprung, er blieb auch nicht in der Fensteröffnung hängen.
Dann war er nicht mehr zu sehen.
Zurück blieben zwei verletzte Polizisten und ein Anwalt, der nichts, aber auch gar nichts begriff…

***

Fragen waren wie ein Gewitterregen auf ihn hereingeprasselt, doch Ab Duncan hatte sie nicht beantworten können. Er wußte einfach zuwenig über seine Klientin, zudem stand er noch am Beginn seiner Karriere als Anwalt.
Man hatte ihn als Pflichtverteidiger genommen. Ab war über den Job

froh gewesen, seine erste Chance vor Gericht wäre das gewesen, und seine Eltern hätten bestimmt stolz auf ihren Sohn sein können.

Es war alles anders gekommen, und das wurmte Duncan.

Der junge Anwalt hatte sich in sein Haus zurückgezogen, das er von seinen vermögenden Eltern geschenkt bekommen hatte. So manch hochverdienender Anwaltskollege hätte sich über dieses alte Penthouse gefreut, und auch Ab fühlte sich sehr wohl, nur eben an diesem Abend nicht. Noch immer dachte er an die zurückliegenden Stunden. Er hatte sein Jackett ausgezogen und es quer über die Couch geschleudert. Die Krawatte lag darüber, am Hemd standen die obersten drei Knöpfe offen, in der Hand hielt der Anwalt einen dreistöckigen Drink. Ein hartes Getränk aus Wodka und Martini.

Aber den Schluck brauchte er jetzt dringend.

Immer wieder dachte er an den Löwen. Er hatte das Tier auf der Toilette gesehen, und nicht nur er, es gab zahlreiche Zeugen. Eine Erklärung allerdings konnte ihm niemand geben.

Erst Mensch, dann Tier!

War es möglich, daß sich ein Mensch in ein Tier verwandelte?

Hatte Lorna Delaney das geschafft, was sonst nur in Märchen, Fabeln oder Legenden niedergeschrieben worden war?

Dies widersprach jeglicher Logik. Der Anwalt konnte auch nicht so recht daran glauben. Wenn es ihm jemand erzählt hätte, er hätte die Person ausgelacht, so aber mußte er seinen eigenen Augen trauen, obwohl er dies fast nicht konnte.

Duncan lümmelte sich auf die Couch und kippte den Drink weg.

Die beiden Flaschen standen in Reichweite, Duncan mixte sich den zweiten, da er der Meinung war, daß er auf einem Bein nicht stehen konnte.

Dann stand er auf. Auf dem weißen Teppich ging man wie auf bestem Grasboden.

Vor dem tief herabgezogenen Fenster blieb er stehen und starrte über Londons Dächer.

Der Lichtschein stieg wie ein dünner Schleier gegen den dunklen Himmel. Er war nicht nur hell, an manchen Stellen auch eingefärbt, wie bunte Grüße aus Kunstlicht.

Unter ihm lagen die Parks, die Häuser, die Vergnügungsstätten, aber auch die zahlreichen Straßen und Gassen der Millionenstadt.

Irgendwo mußte sie sich in dem Wirrwarr versteckt haben. Sie, die mit Namen Lorna Delaney hieß und sich in einen Löwen oder eine Löwin verwandelt hatte. Eigentlich hätte sie eine Löwin sein müssen, diese Mähne hatte jedoch ausgesehen wie die eines männlichen Tieres.

Der Anwalt lachte gegen die Scheibe, als er darüber nachdachte.

Jetzt gehst du auch schon davon aus, daß sie sich in ein Tier verwandelt hat! Er schüttelte über seine Gedanken den Kopf und

schaute wieder in die Tiefe, wo, nicht weit vom Haus entfernt, die schwarze Insel eines Parks lag.

Natürlich war der Löwe gesucht worden. Es hatte zwar keinen Großalarm gegeben, aber es waren doch sehr viele Polizisten unterwegs gewesen, nur hatte die Suche keinen Erfolg gebracht. Der Löwe war und blieb verschwunden.

Ab Duncan dachte an die Tat seiner Klientin. Die Frau hatte ihren Ehemann getötet, und dies auf eine schreckliche Art und Weise.

Man hatte sich gefragt, wie ein Mensch so etwas tun konnte, aber jetzt stellte sich eine Zusatzfrage.

War es überhaupt ein Mensch gewesen, der den Mann ermordet hatte? Nicht doch ein Tier, eine Löwin möglicherweise?

Das Gericht war bei der Voruntersuchung davon überzeugt gewesen, einer Mörderin gegenüberzustehen.

Auch Duncan glaubte daran, Lorna hatte es ihm gegenüber sogar zugegeben, und er wollte versuchen, das Beste aus dem Fall zu machen, gewissermaßen als eine Feuerprobe, aber das würde ihm wohl kaum noch gelingen.

Der Staatsanwalt hatte ihn auch mit seinen Fragen gelöchert und ihm indirekt eine Komplizenschaft vorgeworfen. Was ihn jetzt nach zwei Drinks nicht mehr störte.

Dafür interessierte ihn Lorna selbst. Besonders deren Vorleben.

Was mußte die Frau alles hinter sich gehabt haben, um sich dermaßen verwandeln zu können?

Normal war dies nicht, selbst der Ausdruck unnormal reichte nicht. Das grenzte schon an Hexerei.

Natürlich war Ab geschockt worden. Allmählich hatte er sich wieder gefangen und auch beschlossen, der Sache nachzugehen. Er wollte in der Vergangenheit der Lorna Delaney herumrühren und versuchen, dort ein Motiv zu finden.

Durch singende Pieptöne meldete sich das Telefon. Es stand auf einer kleinen Säule neben dem Schreibtisch. Duncan wollte jetzt niemanden sprechen, nach dem fünften Läuten aber nahm er den Hörer ab und meldete sich mit einem knappen »Hallo.«

»Sind Sie es, Duncan?«

Er wurde blaß. Plötzlich lag der Klumpen hart wie ein Stein in der Kehle. Das war Lorna. Das war sie, daran gab es keinen Zweifel.

Ihre Stimme hätte er unter Tausenden herausgehört.

»Ja, ich bin es, Lorna.«

»Wie nett, daß ich Sie antreffe.«

Der Anwalt wußte nicht, was er antworten sollte. Er atmete hektisch, auf seinem Rücken lag der Schauer wie aufgepinselt.

»Hören Sie mich?«

»Sicher.«

Lorna lachte. »Sie waren überrascht, nicht wahr?«
»Das kann man sagen«, erwiderte er mit einer ihm selbst fremd klingenden Stimme.
»Ja, es war mein Fehler. Ich hätte Ihnen mehr über mich verraten sollen. Tut mir leid…«
»Und was wollen Sie?«
»Sie sind meine Kontaktperson, Ab!«
»Ach.«
»Ja, ich kenne Sie. Obwohl Sie als Anwalt ein Versager sind, Sie haben ja bisher nichts geleistet, sind Sie trotzdem der einzige, mit dem ich in Kontakt bleiben werde.«
Duncan hatte sich wieder gefangen. »Wie schön«, sprach er in die Muschel. »Dann werden Sie bestimmt auch auf mich hören, Lorna.«
»Wie sähe das aus?«
»Ich möchte, daß Sie sich stellen, ganz einfach. Sie gehen zur Polizei und…«
»Aber Ab, ich bitte Sie.« Lorna unterbrach ihn mit einer sanften, aber gleichzeitig auch spöttisch klingenden Stimme. »Das meinen Sie doch nicht im Ernst.«
»Doch, ich…«
»Ab, jetzt fängt es erst an. Man hat mich gereizt. Man hätte mich in Ruhe lassen sollen. Das hat man nicht getan. Daniel ist nicht ohne Grund gestorben.«
»Und Sie haben ihn getötet!«
»Sehr richtig, Ab, das streite ich nicht ab. Aber ich bin keine normale Mörderin, wie Sie gesehen haben. Ich habe etwas in mir…«
Ihre Stimme veränderte sich. Sie wurde rauher und senkte sich schließlich zu einem Flüstern. »Ich habe etwas Bestimmtes in mir. Das ist der Keim, Ab, der gefährliche Keim.«
»Ich verstehe nicht…«
»Das werden Sie noch, Ab. Wir beide bleiben in Kontakt. Ich gehe sogar noch weiter, denn ich werde bald zu Ihnen kommen und Sie besuchen, mein Lieber.«
»Dann hole ich die Polizei.«
Lorna lachte kalt. »Ab, jetzt reden Sie wie ein kleiner Junge. Was wollen denn die Bullen schon erreichen? Sie schaffen nichts, gar nichts, verstehen Sie?«
»Bitte, seien Sie vernünftig…«
»Das bin ich, Ab. Ich will keine Polizei in Ihrer Nähe haben.«
»Also gut. Sie wollen vorbeikommen. Als was? Als Mensch oder als Tier?«
Sie lachte wieder. »Was ist Ihnen denn lieber?«
»Eigentlich nichts.«
»Kann ich mir vorstellen. Sie müssen sich nun mal damit abfinden,

daß ich keine normale Person bin.«

»Gut, ich habe mich damit abgefunden. Jetzt möchte ich nur noch wissen, was Sie vorhaben?« Er räusperte sich. »Noch einen Mord?«

»Wenn es sein muß.«

»Meine Güte, Sie können sich nicht benehmen wie ein Raubtier. Sie sind ein Mensch und…«

»Bin ich das wirklich?«

»Ja, ich…«

»Ab, machen Sie sich nicht lächerlich. Menschen sind anders, glauben Sie mir. Ich bin beides.«

»Und wieso?«

»Sie werden die Magie des Löwen noch kennenlernen, mein Freund. Beruhigen Sie sich.«

»Wann wollen Sie hier erscheinen?«

»Mal sehen. Noch in dieser Nacht, mein Lieber. Rechnen Sie immer mit mir. In jeder Sekunde…«

Duncan wollte noch etwas fragen, da hatte die Anruferin bereits aufgelegt. Er starrte den Hörer an und schüttelte den Kopf. Den Anruf hielt er, als er vorbei war, für einen Traum. Das aus dem Hörer tutende Freizeichen brachte ihn wieder zurück in die Realität. Aber war nicht Lorna Delaney auch Realität gewesen. Hatte er nicht die Frau, eine Mischung zwischen Mensch und Tier, vor Gericht verteidigt?

Auch Duncan legte auf. Auf seiner Stirn lag der Schweiß wie eine Fettschicht. Nie hätte er gedacht, daß sich dieser Fall so entwickeln würde.

Hier lief alles verkehrt, hier war nichts normal, die Kanäle waren krumm geworden. Und er fragte sich, wie dies alles noch enden sollte? Natürlich wäre es seine Pflicht gewesen, die Polizei zu alarmieren. Er dachte auch an die Warnung der Frau und daran, daß sie ihren Mann auf schreckliche Art und Weise getötet hatte.

So würde es auch den Polizisten ergehen, wenn sie in seiner Wohnung warteten. Man hatte auf die Löwin geschossen, nichts war geschehen. Eine Kugel konnte ihr nichts anhaben. Allein dies war so unwahrscheinlich, daß er nicht näher darüber nachdenken wollte.

Duncan ging ins Bad. Es war sehr geräumig, besaß Wohnzimmergröße und eine Wand, die nur aus einer Spiegelfläche bestand. Zwei Waschbecken befanden sich darunter. Die Ablage war so lang wie der Spiegel und auch sehr breit.

Er drehte einen Wasserhahn auf, ließ die kalte Flüssigkeit in seine Hände laufen und schaufelte sich das kühle Naß ins erhitzte Gesicht.

Jetzt ging es ihm etwas besser. Mit dem Handtuch tupfte er sein Gesicht trocken, dann drehte er sich um und verließ das Bad. Sein Haus, auf das er bisher so stolz gewesen war und in dem er sich wohl

gefühlt hatte, kam ihm plötzlich vor wie eine große Falle. Irgendwo konnte diese Mischung aus Mensch und Raubtier schon lauern. Vielleicht unten in der Halle oder im Park, aber auch im Keller.

Nichts war mehr unmöglich.

Bisher hatte sich der Anwalt im Penthouse ziemlich sicher gefühlt.

Das war vorbei. Er kam sich vor wie in einer Falle, in die ihn die Löwin Lorna gelockt hatte.

Duncan war es unmöglich, sich mit diesem Gedanken vertraut zu machen.

Er wollte einfach nicht, obwohl die Tatsachen dagegensprachen.

Wie konnte man Mensch und Raubtier zur gleichen Zeit sein?

Das Penthouse stand auf dem Dach eines alten Gebäudes. Um die gesamte Fläche des Penthouses zog sich eine Mauer. In den Etagen darunter lagen dann die Wohnungen und Büros der Mieter und Firmen.

Ab Duncan brauchte eine Zigarette. Nur kam er nicht mehr dazu, sich den Glimmstengel anzuzünden. Er steckte schon zwischen seinen Lippen, als er einen Blick nach vorn durch die Scheibe warf.

Die Person schien vor dem Fenster und in der Luft zu schweben.

Ab aber wußte, daß dies nicht möglich war, denn seine Besucherin stand auf dem Sims.

Sie starrte in das Zimmer hinein. Der Wind spielte mit ihren löwengelben Haaren und blähte sie mähnenhaft auf. Den breiten Mund hatte sie zu einem Lächeln verzogen. Es kam schon dem Grinsen eines gefährlichen Raubtiers gleich.

Ab öffnete den Mund. Die Zigarette rutschte über die Unterlippe hinweg und fiel auf den Teppich, wo er sie liegenließ. Lorna Delaney aber deutete auf die Tür.

Der Anwalt wußte Bescheid.

Bevor er sich in Bewegung setzte, warf er noch einen letzten Blick auf die Frau.

Sie war ein Vollblutweib. Ihr schlichtes Kleid betonte noch ihre Formen.

Noch einmal gab sie ihm ein Zeichen. Diesmal schon hektischer und wütender. Der Anwalt nickte. Seine Knie zitterten, als er hinging und den Knopf drückte, damit die Fensterscheiben zur Seite wich. Für ihn würde es wohl die schlimmste Nacht seines bisherigen Lebens werden…

***

Der Geruch von feuchter Dachpappe stieg mir in die Nase. Irgendwie war es ein widerlicher Gestank, an den ich mich schlecht gewöhnen konnte. Wir waren über die Rückseite des Hauses hochgekommen, die Leiter stand noch immer dort, und wer uns nicht kannte, hätte uns für

Einbrecher halten können.
Wir, das waren mein Freund Bill Conolly und ich!
Der Reporter schob sich neben mich. »Bleib nur liegen!« wisperte er und streckte den Arm aus. Er deutete dabei auf einen hellen Fleck mitten auf dem Schuppendach.
Es war ein viereckiges Fenster, eine Lichtinsel, in die wir eintauchen wollten.
Ob Schuppen oder Baracke, es kam auf das gleiche hinaus. Daß ich auf dem schmierigen Dach hockte, hatte ich Bill zu verdanken. Der war zu mir gekommen und hatte einfach keine Ruhe gegeben, weil er davon überzeugt war, daß sich in dem Schuppen etwas tat.
Bill gehörte zu den Leuten, die das Husten der Flöhe hörten. Nur kam bei ihm stets etwas heraus. Wenn er mich anmachte, dann lag einiges in der Luft. Er war kein Schaumschläger, ich kannte ihn lange genug, und er hatte mich auch nicht groß zu überreden brauchen.
Es ging um einen alten afrikanischen Zauber, der in London ein neues Wirkungsfeld bekommen sollte. Löwenzauber hatte der Reporter es genannt. Ich war davon noch nicht überzeugt, doch die Beweise wollte er mir in dieser Nacht zeigen.
»Wie fühlst du dich?« fragte der Spaßvogel.
»Wie im Himmelbett mit einer zu harten Matratze«, erwiderte ich bitter.
»Vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt.«
»Welchen Erfolg meinst du.«
In der Dunkelheit sah Bills Gesicht blaß aus. »Das werden wir gleich sehen, mein Junge.«
»Hoffentlich.«
»Du traust mir nicht, wie?« fragte Bill.
»Nicht so direkt.«
Bill wies auf den Lichtschein. »Wenn du gleich durch das Fenster schaust, wirst du eines Besseren belehrt werden, das kann ich dir versprechen.«
»Hast du es schon gesehen?«
»Nein.«
»Was macht dich so sicher?«
»Mein Spürsinn eben.«
»Bist du ein Hund?«
»Soll ich mal bellen?«
»Lieber nicht.«
»Es ist der Informant. Ich kann ihm vertrauen, glaub mir. Wenn es stimmt, was er meint, dann läuft hier in London eine verdammt große Sache, von der wir noch kaum etwas wissen.«
»Meinst du?«
»Ja, Afrika ist in. Und nicht nur seine Landschaft oder die Menschen,

auch sein Zauber. Was wissen wir Europäer schon davon? Einfach zu wenig.«

»Da hast du recht.«

Bill hob den Kopf etwas an. »Bist du okay und bereit?«

»Ich ja, nur meine Kleidung hat einiges abbekommen. Zahlst du die Reinigung?«

»Auch das.«

»Dann kriech mal vor.«

Was Bill auch tat.

Hoch über uns lag der dunkle Nachthimmel. Ich war erst seit zwei Tagen wieder in London. Ein Fall hatte mich bis hoch an die schottische Grenze geführt, wo ich die Bekanntschaft eines adeligen Vampirpaares gemacht hatte. Auf dem Rückweg war ich noch bei meinen Eltern vorbeigefahren, hatte dort kurz guten Tag gesagt und ihnen damit eine Riesenfreude gemacht. Ich hatte viel essen müssen und fast ein Kilo zugenommen. Sogar Verpflegung hatte mir meine Mutter mit auf den Weg gegeben. Das lag jetzt in meiner Bude im Kühlschrank.

Zuviel hatte ich meinen Eltern nicht erzählt. Auch nichts über den Dunklen Gral, dessen Geheimnis ich mittlerweile kannte. Leider war ich noch nicht dazu gekommen, mich näher damit zu befassen, das aber würde sich ändern.

Bill hatte die Lichtinsel im Dach schon fast erreicht. Er lag noch immer flach auf der Unterlage, drehte den Kopf und winkte mir mit dem rechten Arm zu.

Auch ich setzte mich in Bewegung. Der Schuppen stand in Soho.

Von der Straße her nicht sichtbar, weil er auf einem Hinterhof lag und von höheren Fassaden gedeckt wurde. Nebenan im Haus befand sich sogar ein Feinschmeckerlokal. Seine Klasse hatte sich im letzten Jahr bei den Gourmets herumgesprochen. Wer dort einen Tisch finden wollte, mußte mindestens eine Woche zuvor reserviert haben.

Neben Bill kam ich zur Ruhe. »Alles klar«, meldete mein Freund.

»Wieso? Hast du schon einen Blick nach unten geworfen?«

»Das nicht.«

»Aber…«

»Ich spüre es eben.«

Ich konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen. Wir waren sehr vorsichtig gewesen, weil wir damit hatten rechnen müssen, daß Wachen aufgestellt waren. Bisher gingen wir davon aus, nicht entdeckt worden zu sein.

Eine halbe Armlänge betrug die Entfernung bis zum Rand des gläsernen Dachfensters. Wir überwanden die Distanz sehr vorsichtig, weil wir nicht in Gefahr laufen wollten, schon beim ersten Hineinschauen entdeckt zu werden.

Beide wußten wir nicht, was uns erwartete, auch Bill nicht, das sah ich seinem Gesicht an, auf dem die Spannung lag. Vor uns stieg das Licht aus dem Fenster. Es kam uns vor wie eine helle, seidige Glocke. Glücklicherweise blendete es nicht.

Ich wollte nicht neben Bill liegenbleiben und bezog ihm gegenüber Stellung. Er wartete, bis ich die Haltung eingenommen hatte.

Ich spürte ebenfalls die Spannung. Schon das Rutschen auf der widerlichen Teerpappe störte mich, dann hatte ich den Rand erreicht und beugte meinen Kopf im gleichen Augenblick vor wie Bill.

Wir schauten durch die Scheibe.

Es war kein grelles, blendendes Licht, das unsere Augen traf, mehr schleierhaft und gedämpft, so daß wir alle Details unter uns erkennen konnten.

Bill hatte mit seiner Vermutung recht gehabt. In dem Raum unter uns tat sich etwas. Ein Vorgang, der nicht gerade für die Öffentlichkeit gedacht war.

Der Blick fiel direkt auf den Löwen!

Er sah aus, als würde er leben. Erst beim zweiten Hinsehen war mit Sicherheit festzustellen, daß es sich bei diesem Tier um eine Statue handelte. Sie bestand aus Stein, hatte eine Mähne und sah aus wie echt.

Vermummte Gestalten knieten um ihn herum. Sie trugen senffarbene Kutten, die sich kaum von der Farbe der Löwenmähne unterschieden. Die Kapuzen hatten sie über die Köpfe gezogen, und sie berührten mit den Stirnen unterwürfig den Steinboden.

Ich zählte sechs Personen, auf deren gekrümmte Rücken wir hinabblickten.

Das weiche Licht floß uns aus vier Schalen entgegen. Sie standen auf dünnen Metallständern und wirkten wie breite Kelche, aus deren Innern das Licht in die Höhe strahlte.

Möbelstücke entdeckte ich keine.

Ich drückte mich etwas zurück und hob den Kopf an. Bill Conolly hatte die gleiche Idee gehabt wie ich. Über das Fenster hinweg schauten wir uns an.

Er nickte mir zu und bewegte den Mund. Seine flüsternde Bemerkung verstand ich nicht, deshalb zuckte ich mit den Schultern.

Bill rutschte vorsichtig zu mir. Jetzt knieten wir beide nebeneinander. »Nun, hat mein Informant recht behalten?«

»Das schon. Nur kann ich mir aus der Szene dort unten keinen Reim machen. Sorry.«

»Aber das ist doch…«

»Sie tun nichts Ungesetzliches, Bill.«

»Sie beten den Löwen an.«

»Das ist auch nicht sicher.«

»Für mich sieht es aber so aus«, entgegnete Bill.
»Ich will dich ja nicht beeinflussen, möchte nur fragen, was du jetzt vorhast?«
»Wir können die Versammlung sprengen!«
»Und dann?«
»Ausfragen. Zeugen sind genug vorhanden. Die werden bei dem nötigen Druck schon den Mund aufmachen. Was die hier unten tun, ist doch nicht normal.«
»Wo fängt bei dir die Normalität an!«
»Sieh das nicht so eng. Ich glaube fest daran, daß wir den Anfang einer heißen Spur gefunden haben.«
»Aber meine Skepsis läßt du mir.«
»Klar doch.«
Wir beugten uns wieder vor und schauten in die Tiefe. Dort hatte sich die Szenerie verändert. Die Personen knieten nicht mehr gebeugt, sie hatten ihre Oberkörper aufgerichtet und eine normale Haltung eingenommen, wobei sie ihre Blicke auf die Löwenstatue gerichtet hielten, als hinge von ihr das Seelenheil ab.
Zwar bedeckten die Kapuzen nach wie vor ihre Köpfe, trotzdem konnten wir erkennen, daß es sich bei den Personen um Frauen handelte.
Sechs Frauen…
»Die afrikanische Magie scheint auf weibliche Personen eine besondere Anziehungskraft auszuüben!« wisperte Bill. »Kein Mann ist dabei.«
»Klar. Ich habe noch immer keinen Grund…«
Da hörten wir das Fauchen!
Es war ein wildes, ein ursprüngliches Geräusch, das aus der Tiefe zu uns hochfloß und auch von der viereckigen Scheibe kaum gedämpft werden konnte.
Unwillkürlich waren wir zurückgezuckt. Uns beiden war klar, daß die Frauen dieses Geräusch nicht ausgestoßen hatte. So röhrte und fauchte nur ein Tier – ein Löwe!
Ich schaute wieder nach unten.
Die Löwenstatue hatte ihre Haltung nicht verändert. Vielleicht hatte sie sich bewegt, ohne daß wir es mitbekommen hätten, nur bei den Frauen hatte sich etwas getan.
Sie waren aufgesprungen, schauten sich gegenseitig an, redeten aufeinander ein und wußten nicht, wie sie sich verhalten sollten.
Zwei von ihnen liefen zu einer Tür, die anderen vier blieben noch zurück.
Die Personen interessierten mich nicht. Meine Aufmerksamkeit galt einzig und allein dem Löwen.
Rührte er sich oder rührte er sich nicht?

Seine Haltung hatte er nicht verändert. Das besagt nichts. Ich schaute ihn von der Seite her an, wollte aber nicht unbedingt nur ein Profil sehen, sondern ihm direkt ins Gesicht schauen. Deshalb wechselte ich meine Stellung.

Bill blieb.

Ich sah den Löwen jetzt von vorn. Sogar die kalten, gelblichen Raubtieraugen. Er war ein prächtiges, ein wunderschönes Tier. Man nennt den Löwen den König der Wüste, und nicht zu Unrecht, wie ich in diesem Moment feststellen konnte.

Noch bewegte er sich nicht. Das Fauchen aber hatte die Frauen nervös gemacht. Sie liefen auch weiterhin unruhig hin und her.

»John, wir müssen runter!« Bill sah keinen Grund mehr, seine Stimme zu dämpfen.

Und er hatte recht.

Aber nicht wegen der Frauen, sondern wegen des Löwen. Bisher hatte er gehockt.

Plötzlich aber richtete er sich mit einer geschmeidigen Bewegung auf, schleuderte den Kopf herum und starrte in die Höhe.

Im gleichen Moment hämmerte Bill Conolly seinen Pistolenkolben gegen die Scheibe…

***

Ab Duncan öffnete die Tür!

Die kühle Nachtluft floß in den Raum, umschmeichelte sein Gesicht und wehte auch bis in die Tiefe seines Wohnzimmers, wo sie den letzten Winkel traf.

»Guten Abend«, sagte Lorna.

Der Anwalt erwiderte nichts. Er konnte nicht reden. Seine Stimme war nicht mehr vorhanden, schuf jedoch Platz, damit die Frau an ihm vorbeigehen konnte.

Sie schaute sich um, als sie mitten im Zimmer stehenblieb. Das Penthouse besaß mehrere Fenster. Eines davon war sehr groß, die anderen drei, zur Nordseite hin gelegen, besaßen normale Durchmesser. Es gehörten auch noch andere Räume zu dieser großen Wohnung, aber Lorna war schon von diesem einen beeindruckt.

»Sie haben es hier sehr schön.«

»Ja.«

Sie drehte sich um. »Schließen Sie die Tür und kommen Sie her, Duncan.«

Ab gehorchte. Er fragte sich, weshalb er das alles tat und nicht mit der Polizei telefonierte. Die Antwort konnte er sich auch geben, wenn er ehrlich war.

Er hatte einfach Angst. Ja, Angst vor dieser Frau, die normal aussah und doch so brandgefährlich war.

Lorna war zufrieden, als Ab ihrer Anordnung nachkam. Mit einer geschmeidigen Bewegung ließ sie sich in einen Sessel sinken. Ihr Kleid rutschte dabei bis zu den Oberschenkeln hoch. Lorna besaß kräftige Beine. Die Haut schimmerte wie Löwenfell, es wuchsen auch kleine, gelbe Härchen darauf.

Der Anwalt kam langsam zurück.

»Sie können sich ruhig setzen«, sagte Lorna.

Ab blieb stehen. »Was ist, wenn ich die Polizei jetzt anrufe und ihr erkläre, wo sie eine Mörderin abholen kann?«

Lorna lächelte. Sie besaß ziemlich breite Lippen und einen dementsprechend großen Mund. »Das werden Sie nicht überleben, Ab!«

»Sie wollen mich also töten, wie Sie Ihren Mann umgebracht haben?«

»So ist es.«

Duncan nahm Platz. Es war ein Stuhl, auf den er sich setzte. Ein körpergerechtes Gebilde aus weißem Kunststoff. Die Beine streckte der Mann aus. »Sie geben einen Mord zu.«

»Sicher, das habe ich schon früher getan.«

»Weshalb haben Sie ihn umgebracht?« Er hob die Schultern. »Soviel mir bekannt ist, hatten Sie kein Motiv. Sie arbeiteten in einer Klinik als Krankenschwester…«

»Das war in Afrika.«

»Ja, dann kamen Sie mit Ihrem Mann nach England und mußten ins Krankenhaus.«

»Nachdem ich Daniel getötet hatte.«

»Was war der Grund?«

Lorna warf den Kopf zurück und fuhr mit beiden Händen durch ihre wilde Löwenmähne. »Er spielte einfach nicht mit. Er fing so an wie Sie, Ab. Ich mußte ihn umbringen.«

»Wobei spielte er nicht mit?«

»Es gibt gewisse Dinge, die muß man akzeptierten, wenn man sich einmal intensiv mit ihnen beschäftigt hat. Mir war dies gelungen. Ich habe die mystischen Geheimnisse eines fremden Kontinents gelüftet. Ich weiß um den Löwenzauber, dem sich auch Menschen nicht entziehen können. Er macht sie stark.«

»Auch kugelfest?« fragte Duncan.

Lorna Delaney konnte sich ein Lachen nicht verbeißen. »Auch das, wie Sie gesehen haben.«

»Dann macht die Kraft Sie kugelfest?«

»Das kann man sagen.«

»Ich… ich …«

»Der Löwe, mein lieber Ab, ist der König der Tiere. Nicht nur der König der Wüste. Von seiner Kraft und Stärke haben schon die Völker der Antike geträumt. Venedig hat ihn nicht umsonst in sein

Stadtwappen genommen. Der Löwe von San Marco war schon immer ein Begriff, aber auch die Völker Afrikas verehrten ihn. Nur kannten sie ihn besser. Sie sind tief eingedrungen in seine Geheimnisse, in seine Seele. Der Löwe hat sich ihnen offenbart. Unter diesen Menschen gab es nur ganz wenige, die ihn völlig verstanden und seine Kraft übernehmen konnten. Ich kenne einen solchen Menschen, den mein Mann nicht akzeptieren wollte. Deshalb mußte er sterben.«

»Und Sie wird man verurteilen!«

»Glauben Sie wirklich daran, Ab? Habe ich Ihnen nicht bewiesen, wie leicht es für mich ist, den Menschen zu entkommen? Ich kann mich auf ihre Angst, auf ihre Unwissenheit und gleichzeitig noch auf ihren Unglauben verlassen. Drei Komponenten, die zusammenkommen und die immer auf meiner Seite stehen. Es gibt kein Zurück mehr, mein Freund. Sie sind von mir ausgesucht worden und werden die Dinge für mich erledigen, die ich will.«

»Was soll das sein?«

»Es sind gewisse Botengänge, die Sie für mich machen können, denn bis jetzt hat sich noch nicht viel ereignet.«

»Immerhin ist ein Mord geschehen.«

Lorna winkte ab. »Was ist ein Toter schon gegen meine großen Pläne, auch wenn der Tote mein eigener Mann gewesen ist? Wir stehen erst am Beginn, und ich würde Ihnen raten, Ab, sich bei mir einzuhängen. Steigen Sie mit ein. Es ist besser für Sie.«

»Ich kann nicht!«

»Wollen Sie lieber sterben?«

Ab Duncan senkte den Kopf. »Wenn es keine andere Möglichkeit gibt, dann ja.«

»Dummkopf.« Lorna erhob sich. »Schauen Sie sich mal hier um. Dieses Haus ist doch prächtig. Wer von Ihren jungen Kollegen besitzt das schon? Und so etwas wollen Sie aufgeben?«

»Ich habe es geschenkt bekommen.«

»Wer fragt danach?«

Ab Duncan ballte beide Hände. »Ich frage danach, Lorna. Ich habe diesen Beruf nicht umsonst gewählt. Ich fühle mich dem Recht verpflichtet, auch wenn ich Mörder und Mörderinnen verteidigen muß, wie es bei Ihnen der Fall ist.«

Lachend nahm Lorna wieder Platz. »Meine Güte, ein Mann mit Grundsätzen. So einen Menschen findet man heute selten.« Sie strich durch ihr Gesicht. Es sah so aus, als wollte sie sich dabei selbst streicheln. »Auch ich habe früher Grundsätze gehabt. Gütiger Himmel, was habe ich nicht alles für mich gewollt. Als Krankenschwester den Menschen helfen. Ja, ich bin zusammen mit meinem Mann nach Afrika gegangen. Er als Arzt, ich als Schwester. Da aber lernte ich Dinge kennen, die meine Grundsätze umgestoßen haben. Ich geriet in

die Welt der Metaphysik. Ich sah Dinge, die ich sonst nie zu Gesicht bekommen hätte. Ich konnte mit meinen Sinnen schauen, verstehen Sie?«

»Nein!«

»Aber Sie müssen sich entscheiden.«

»Das habe ich bereits.«

Lorna legte den Kopf schief. »Auch gegen die Macht und den Einfluß?«

»Auch dagegen.«

»Dann ist Ihnen nicht mehr zu helfen. Tut mir leid.«

»Weshalb sind Sie überhaupt gekommen?« fragte Duncan.

»Weil ich mit Ihnen reden wollte. Ich habe doch gespürt, wie unsicher Sie bei dieser Vorverhandlung waren. Der Staatsanwalt hätte sie fertiggemacht. Ich kenne diese Unsicherheit aus eigener Erfahrung. Das ist jetzt vorbei. Heute bin ich sicher, heute weiß ich genau, was ich will, da gehe ich meinen Weg.«

»Mich haben Sie nicht überzeugen können, Lorna.«

»Sie gehen den falschen Weg!«

»Ist das nicht meine Angelegenheit?«

Lorna schaute ihn an. »Schon, es ist Ihre Angelegenheit.« Sie lachte plötzlich auf. »Irgendwie mag ich Sie, Ab. Und deshalb möchte ich auch nicht, daß Sie in den Tod gehen.«

Ab Duncan ahnte, worauf das Gespräch hinauslief. Trotzdem sagte er: »Ich habe nicht das Gefühl, in den Tod zu gehen, Lorna. Ich fühle mich sehr wohl.«

Die Frau schaute ihn aus ihren kalten Augen starr an. »Noch«, gab sie flüsternd zurück.

»Was meinen Sie damit?«

»Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß ich nur meinen Weg sehe, Ab. Ich habe mich für ihn entschieden und auch für Sie. Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich. Wissen Sie genau, was das bedeutet? Sie werden, wenn wir keine Partner sind, sterben. So einfach ist das. Ich verlasse dieses Haus als lebende Person, Sie bleiben hier zurück. Und zwar als Toter.«

Irgendwie war der Anwalt froh, daß Lorna endlich die Wahrheit gesagt hatte. Er senkte den Kopf und starrte seine Schuhspitzen an.

Die Farbe wich aus einem Gesicht. Sehr bald schon war von der Sonnenbräune nichts mehr zu sehen.

»Sie sagen nichts?«

»Nein.«

»Dann wollen Sie schweigend sterben?« Lorna stand auf. Die beiden schauten sich jetzt an, Feindschaft in den Blicken.

Duncan holte tief Luft. »Ich werde überhaupt nicht sterben!« erklärte er. »Wenn es einem von uns an den Kragen geht, dann werden Sie es

sein. Sie, Lorna, können mich nicht daran hindern, jetzt den Hörer abzunehmen und die Polizei anzurufen. Sie müssen verschwinden. Sie sind eine Gefahr für die Menschheit. Ihnen muß der Garaus gemacht werden.«

»Wie vornehm Sie einen Mord umschreiben, Ab. Rufen Sie die Bullen an. Los, tun Sie es!«

Der Anwalt schritt auf das Telefon zu. Lorna tat nichts dagegen, sie beobachtete ihn nur spöttisch und lachte schließlich auf, als sie sein erstauntes Gesicht sah, weil kein Freizeichen aus dem Hörer klang.

»Ich habe mir erlaubt, die Leitung aus der Anschlußbuchse zu ziehen, als Sie die Tür schlossen.«

Ab schmetterte den Hörer auf den Apparat. Plötzlich überkam es ihn. »Du verdammtes Weibstück!« brüllte er. »Du mieses, widerliches Frauenzimmer, du Bestie…«

»Komm, Ab, noch mehr…«

Und Ab kam. Er sprang auf die Frau zu. Selbst Lorna hatte mit diesem Angriff nicht gerechnet. Fünf Finger krallte der Mann in ihr Haar. Er riß Lorna zu sich heran. Noch bevor sie gegen ihn prallte, schleuderte er sie schon wieder herum und wuchtete sie gegen die Zimmertür. Zweimal drückte er sie vor und zurück. Der Anfall von Zorn verschwand wieder, als Lorna schlaff wurde und vor ihm in die Knie sackte. Mit dem Rücken und der Schulter schleifte sie über die Tür, dann blieb Lorna liegen.

Ab Duncan trat einen Schritt zurück. Dann noch einen. Er erschrak über sich selbst. »Mein Gott!« keuchte er, »mein Gott. Ich… ich bin wie von Sinnen gewesen. Wie konnte man das nur tun?« Er war ein Mensch, der die Gewalt haßte und lieber mit dem geschliffen formulierten Wort umging und argumentierte. Jetzt hatte er sich so gehenlassen.

Der Anwalt war so durcheinander, daß er an das Naheliegende nicht dachte. Die Frau zur Seite zu schieben und zu verschwinden.

Statt dessen lief er wie aufgescheucht durch das Zimmer, blickte aus dem Fenster, sah die Lichter, darüber das dunkle Himmelzelt und die Sterne.

Schließlich siegte die Vernunft. Er mußte einfach weg, ging zur Tür und bückte sich. Bevor er öffnen konnte, mußte er die Frau aus dem Weg schaffen.

Kaum hatte er sie berührt, als durch ihren Körper ein Zucken schnellte. Im gleichen Atemzug hörte er das Fauchen.

So brüllte nur ein Löwe!

***

Ab Duncan ließ den Körper los, als wäre dieser glühend. Er sprang zurück und entwischte gerade noch den zupackenden Klauen der Frau,

die mit einer geschickten Drehung so lässig aufstand, als wäre nichts geschehen.

»Hallo…« Sie dehnte das Wort. »Hallo Ab …«

Duncan ging zurück. Er wußte, daß er alles falsch gemacht hatte.

Diese Person war ihm über. Seine Mundwinkel zuckten. »Was… was wollen Sie von mir?«

Sie lächelte boshaft. »Habe ich dir nicht gesagt, daß du ein Versager bist, Ab?« Sie strich wieder über ihr Gesicht, ließ aber die Hände auf den Wangen liegen. »Aber du bist ein netter Versager. Ich mag dich auf irgendeine Art und Weise, und zwar sehr, deshalb habe ich dich noch nicht getötet.«

Er atmete durch. Ab brauchte einfach eine Pause. Er mußte nachdenken, auch wenn es nur Sekunden waren, die man ihm Zeit gab.

Wie sollte er reagieren? Diese Frau wirkte so, als wollte sie ihn auf keinen Fall aus der Wohnung lassen. Und auf ihre Wünsche konnte er nicht eingehen.

»Hast du es dir überlegt, Ab?« Sie ging plötzlich zum Du über.

»Ja, das habe ich.«

»Und?«

»Ich kann nicht.«

Da ließ sie ihre Hände sinken. Zuerst wollte Ab es nicht glauben.

Je länger er ihr ins Gesicht starrte, um so deutlicher war es zu sehen.

Auf dem Gesicht wuchsen Haare. Sie waren gelbbraun dünn und standen fast so dicht wie bei einem Fell.

Nein, nicht nur fast. Das war Fell. Lorna Delaney machte eine Metamorphose durch. Sie verwandelte sich. Aus dem Menschen wurde ein Tier, ein Löwe!

Mit einer wilden Bewegung schüttelte sie den Kopf. Die Haare flogen von einer Seite zur anderen. Haare war untertrieben. Es handelte sich um eine Löwenmähne, die allmählich den Kopf umgab.

Dann veränderte sich der Mund. Mehr und mehr ähnelte er einem Löwenmaul.

Mensch und Raubtier.

Lorna war beides. Sie öffnete ihren »Mund«.

Als sie diesmal sprach, wurden ihre Worte von einem Fauchen untermalt und fast übertönt.

»Du wolltest nicht, Ab, aber ich gebe dir eine Chance. Du kannst fliehen, hörst du?«

Er schüttelte den Kopf, war so weit zurückgegangen, bis er mit dem Rücken das weiße Regal beruhte. Einige Taschenbücher fielen um. Eines rutschte zu Boden. Er preßte sich noch härter gegen das Regal. »Wo… wo soll ich hin?«

»Gibt es hier keine Fenster?«

Ab erschrak. Sein Blick glitt gegen die große Scheibe. »Wieso? Soll ich mich in die Tiefe stürzen?«

»Wenn du willst, Ab.« Sie schüttelte den Kopf. Wieder flog die Mähne Ihre Arme zuckten. Ein Blick auf Lornas Hände bewies Ab, daß sich diese allmählich zu Tatzen verformten, die auch scharfe Krallen bekommen hatten. Mit denen würde sie so spielerisch leicht schlagen können und doch so schreckliche Wunden hinterlassen.

»Ich springe nicht in die Tiefe! Nein!« schrie er. »Das nicht. Ich werde…«

»Du kannst auf dem Sims bleiben, Ab! Geh um dein Penthouse. Wenn du es schaffst, werde ich dir die Frage noch einmal stellen. Jetzt kannst du beweisen, daß du kein Versager bist, Ab Duncan.«

Der wußte nicht, ob dieses Wesen vor ihm es ernst gemeint hatte, aber Lorna setzte sich in Bewegung. Sie ging mit lässig anmutenden Schritten dorthin, wo sich der Kontakt befand, um die Scheibe öffnen zu können.

»Ich mache dir sogar den Weg frei.«

Ab Duncan schluckte. Wie sollte er sich entscheiden? Die Frau kam näher. Nein, sie war keine Frau mehr. Die Bestie hatte die Oberhand gewonnen. Ihre Finger konnte sie längst nicht mehr spreizen, weil sie mittlerweile zu Tatzen geworden waren. Aber aus ihnen leuchteten die Krallen hervor. Sie sahen aus wie gekrümmte Messer.

»Wenn du nicht nach draußen kletterst, Ab, werde ich dich mit diesen Pranken zerfetzen. Du hast Bilder von meinem Gatten gesehen. Du wirst ähnlich aussehen.«

»Ja, das habe ich.«

»Weshalb wartest du dann noch, Ab?«

Er mußte diese Person einfach ansehen. So wie sie vor ihm stand, erinnerte sie ihn an eine ägyptische Sphinx, an die Frau mit dem Löwenschädel.

»Geh!« flüsterte sie hart. »Geh endlich!«

Ab setzte sich in Bewegung. Er wollte nicht unter diesen gnadenlosen Prankenhieben sterben. Obwohl er nur langsam und mit zitternden Knien daherschlich, hatte er das Gefühl, als wäre die Strecke zum Fenster noch nie zuvor so kurz gewesen.

Lorna blieb stets in seinem Blickfeld. Die Löwenfrau wußte genau, was sie tat, und sie blieb auch nicht stehen, als Ab seine Schritte stoppte.

Wenn er jetzt den nächsten vorging, würde er nach draußen treten, dann war alles vorbei.

»Zögerst du noch immer?«

Er drehte sich um. »Okay, du hast gewonnen. Ich werde die Polizei nicht anrufen. Du kannst gehen…«

»Aber Ab, mein kleiner Versager. Das ist vorbei. Du hättest dich

vorher entscheiden müssen. Jetzt ergreife die winzige Chance, die ich dir biete. Ergreife sie, sonst ist dein Leben beendet. Versager sterben schnell.«

»Was geschieht, wenn ich draußen bin?«

»Wirst du mit dem Wind zu kämpfen haben. Sei froh, daß es nicht stürmt. Ich erwarte dich hier.«

»Du wirst mich hinunterstoßen, nicht wahr?«

»Wer sagt das?«

»Ich fühle es. Ich…« Ab verstummte, weil er den leichten Druck der Pranken in seinem Rücken spürte. Es kam ihm vor wie ein Abwarten. Jeden Augenblick konnte die Löwenfrau hinter ihm ernst machen und ihn mit Schwung aus dem Fenster und dabei auch über den Sims hinweg in die Tiefe schleudern.

Das war immerhin die Höhe von sechs normalen Stockwerken…

»Wie fühlst du dich, Versager?« fragte sie flüsternd. »Los, gib mir eine Antwort.«

Ab Duncans Kehle war trocken. Wenn er Luft holte, dann nur durch die Nase. Er spürte den Wind, der ihm ins Gesicht blies.

Plötzlich kam er ihm stärker vor als sonst. Er hatte den Eindruck, als wollte ihn der Wind von den Beinen holen und wegtragen. Irgendwohin, hinein in die Unendlichkeit, ins Nirwana.

Der Druck in seinem Rücken nahm zu. Etwas riß. Das Geräusch ging ihm durch und durch. Es war Stoff, den die Krallen zerfetzt hatten. Noch war es nur das Hemd gewesen.

»Beim nächsten Mal zerreiß ich dir die Haut«, versprach die Löwenfrau. Sie lachte noch.

»Ich gehe schon.« Er sagte den Satz mit fremder Stimme. Plötzlich fingen seine Augen an zu tränen. Möglicherweise lag es am Wind, der in sein Gesicht schnitt.

Angst peitschte in ihm hoch.

Heiße, würgende Angst. Er senkte den Kopf und schaute in die Tiefe. Beinahe hatte er das Gefühl, als würde sich unter ihm eine Spielzeuglandschaft ausbreiten.

Alles war so klein, fast unwirklich. Dabei waren es nur sechs Stockwerke.

Das sagte auch die Löwenfrau. »Nur sechs Etagen, Versager. Überlege mal, nur sechs Etagen…«

»Wenn ich falle, ist es aus!«

»Ich weiß, Versager, ich weiß. Du wirst auch kaum Schmerzen spüren. Wenn du aber gehst, hast du eine Chance. Ich möchte dir dabei zusehen. Es gibt ja verschiedene Fenster. Denke daran, ich werde dich immer unter Kontrolle haben – immer…«

Er tat den Schritt.

Sein Fuß fand keinen Halt. Fast wäre er gefallen. Seine Gesichtszüge

erstarrten. Die Panik stand darin wie eingemeißelt. Dann packte die Pranke zu. Sie erwischte ihn an der rechten Schulter, riß ihn herum, wieder halb hinein in den Raum.

Eine fauchende Stimme fragte: »Willst du Selbstmord begehen, mein Freund?«

»Nein, ich…«

»Reiß dich endlich zusammen!« Die Pranke blieb weiterhin auf seiner Schulter. Sie drehte ihn herum. Jetzt konnte er normal aus dem Fenster klettern, ohne in die Tiefe schauen zu müssen, weil er ihr den Rücken zudrehte.

»So ist es richtig!« Die Löwenfrau ließ ihn los, als Ab sein rechtes Bein ausstreckte.

Unter ihm befand sich der Sims. Sein Fuß bekam Kontakt, er spürte den Widerstand, der ihm so etwas wie Hoffnung gab. Kein Tritt ins Leere, er konnte sich halten, aber der Rand des Fensters lag so hoch, daß er ihn, wenn er auf dem Sims stand, nicht mit beiden Händen umklammern konnte.

»Stehst du gut?« Lorna Delaney hatte sich vorgebeugt und blickte auf ihn herab.

Er mußte den Kopf zurücklegen, um in ihr schreckliches Gesicht schauen zu können.

»Angst?«

Eine Antwort bekam sie nicht. Ab konnte nicht mehr sprechen. Er sah über sich die fürchterliche Fratze mit dem Raubtiermaul, das zu einem häßlichen Grinsen verzogen war. »Jetzt kannst du laufen!« zischelte und fauchte sie. »Einmal herum.« Sie lachte wieder. »Aber ich habe immer Überraschungen für dich parat. Immer wieder. Los, geh jetzt, und beweise, daß du kein Versager bist!«

Die Löwenfrau sagte nichts mehr. Sie trat zurück und sorgte dafür, daß sich das Fenster schloß.

Ab Duncan aber war allein. Er stand auf dem schmalen Sims, der nicht breiter war als einen halben Meter. Eigentlich reichte diese Breite. Doch wer auf ihm stand, bekam rasch ein flaues Gefühl im Magen.

So erging es auch Ab Duncan, der noch einmal hochschaute und hinter der Scheibe die allmählich zerfließende Gestalt der Löwenfrau entdeckte…

***

Es war nichts mehr zu ändern. Bill Conolly hatte einfach zu früh gehandelt und die Frauen als auch diese jetzt lebende Figur des Löwen durch das Einschlagen der Scheibe gewarnt.

Die Scherben fielen als Splitterregen nach unten. In der Scheibe befand sich ein gezacktes Loch, und Bill mußte noch einmal gegen die

Ränder schlagen, um uns Platz zu schaffen, damit wir unverletzt durch das Loch nach unten steigen konnten.

Ich beobachtete währenddessen die Szenerie unter mir.

Man hätte meinen sollen, daß Dämonen nicht zu überraschen sind.

Hier verhielt es sich anders. Sollte die Figur des Löwen tatsächlich einen dämonischen Ursprung gehabt haben, so zeigte sie sich jetzt von unserer Aktion verunsichert.

Mit einem gewaltigen Sprung jagte der aus Stein und jetzt zum Leben erwachte Löwe vor. Es war ein Satz, wie ihn nur der König der Wüste schaffte, und er nahm dabei auf seine Dienerinnen keinerlei Rücksicht.

Ich sah die Frauen fallen. Von den Prankenhieben wurden sie zu Boden geschleudert, aber auch vom Körper des Raubtieres, der sich durch nichts aufhalten ließ.

Während ich durch die Öffnung kletterte, hörte ich die Schreie der Frauen. Irgendwo im Hintergrund entstand ein knallendes Geräusch. Schritte hasteten über harten Beton, danach wurde es stiller.

Ich prallte zu Boden.

Noch beim Fallen hatte ich die Beretta gezogen. Mir rieselten noch einige Scherbenteile auf die Schulter, dann hatte es auch Bill Conolly geschafft und kam neben mir zum Stehen.

Um ihn kümmerte ich mich nicht. Wenn uns jetzt noch etwas weiterhelfen konnte, waren es die Frauen. Eine von ihnen befand sich in der Nähe.

Sie war von den Krallen des Löwen hart erwischt worden. Ihre Kutte zeigte tiefe Risse, und die Haut war ebenfalls nicht verschont worden, denn aus den langen Kratzwunden quoll Blut.

Sie sah mich, als sie noch am Boden hockte. Plötzlich schnellte sie hoch. Es war schon bewundernswert, woher sie die Kraft nahm.

Während des Sprungs flog die Kapuze nach hinten. Die Frau trug fast einen Skinhead-Schnitt, so kurz waren die Haare geschoren. Sie hatte den Mund weit aufgerissen, als wollte sie mich beißen.

Die anderen waren durch eine Tür verschwunden. Es wäre auch für mich der normale Weg gewesen, aber die Frau vor mir entwickelte sich zu einer regelrechten Furie.

Bevor ich mich noch versah, hatte sie eine der langen Lampenstangen gepackt, sie herumgerissen und gegen sich geschleudert. Von der Stangenspitze löste sich die Schale. Die Birne zersplitterte, die Schale selbst jagte mir wie eine fliegende Untertasse entgegen, so daß ich den Kopf einziehen mußte.

Mit der rechten Hand schleuderte ich die Lampe zur Seite und bekam die Frau zu packen, bevor sie noch das lange Seziermesser ganz unter der Kutte hervorziehen konnte.

Ich wuchtete sie gegen die Tür. Zuerst krachte sie mit dem Rücken dagegen, dann mit dem Hinterkopf.

Ein wilder Schrei drang mir entgegen.

Plötzlich war Bill da. Er hebelte ihren Arm herum, sie ließ den Messergriff los, und ich trat die Waffe erst einmal zur Seite. In Bills Griff blieb die Frau hängen.

Das Geräusch eines startenden Automotors sagte uns genug. Der Frau hatte die Zeit gereicht. Ihren Freundinnen und natürlich auch dem Löwen war die Flucht gelungen.

Kreischend lachte sie mich an. Sie stand gebückt, hob aber den Kopf und senkte ihn wieder in einem bestimmten Rhythmus. Dann überfiel sie mich mit einer Kaskade von Schimpfworten, bis sie plötzlich verstummte und mich haßerfüllt anstarrte.

»Reicht es jetzt?« fragte ich.

Sie spie vor meine Füße. Ich hatte zudem den Eindruck, als würde Schaum auf ihren Lippen sprühen.

»Wollen Sie hier reden oder in einer Zelle?«

»Du Schwein! Komme ich frei, dann breche ich dir alle Knochen.«

Ich gestattete mir ein Lächeln. »Danach sieht es wohl nicht aus.«

»Dann wird er dich eben zerreißen!« versprach sie mir.

»Dein Löwe scheint Angst gehabt zu haben«, sagte Bill. Er hielt die Frau noch immer fest. »Sein Verschwinden sah mir mehr aus wie eine Flucht vor uns.«

»Er flieht nie. Er ist zu stark.«

»Das schien mir nicht so.« Ich nickte Bill zu, und mein Freund verstand das Zeichen. Schwungvoll drehte er die Frau herum. In diesem Raum hielt uns nichts mehr.

Die Tür stand noch offen. Von ihr ging ein starker Geruch nach frischer Beize aus. Hinter der Tür erstreckte sich ein schmaler Flur.

Er führte direkt zum Ausgang. Eine Deckenlampe gab ein schummriges Licht ab, das auf dem Boden einen Schleier hinterließ.

Es gab keine anderen Räume mehr, die wir durchsuchen konnten.

Bevor Bill unsere Gefangene ins Freie schieben konnte, ging ich an ihm vorbei und schaute mich im Hinterhof um. Mit einer Falle oder einem plötzlichen Angriff mußten wir stets rechnen.

Hier ließ man uns in Ruhe.

Der Hof erinnerte an eine Schatteninsel. Die Rückseiten der Häuser rahmten ihn zwar ein, nur waren kaum Fenster beleuchtet.

Die Scheiben in den Fassaden sahen aus wie blaugrau angestrichen.

Nicht weit entfernt hörten wir Schritte. Ein Mann erschien, sah uns und blieb stehen. Es war eine unförmige Gestalt, die ich rasch erreicht hatte. Der Mann trug einen Plastiksack auf dem Rücken und zuckte zusammen, als ich dicht vor ihm stehenblieb. Was mir entgegenwehte, war ein Gemisch aus Fuselgeruch und Schweiß.

»Ich… ich habe nichts getan, Mister«, sagte der Knabe sofort.

»Nur in den Mülltonnen nachgeschaut, wissen Sie?« Er schielte zu

Bill und seiner Gefangenen rüber. »Ich werde auch nichts sagen, glauben Sie mir! Wirklich nicht.«

»Schon gut. Wann sind Sie gekommen?«

»Gerade eben.«

Das war bestimmt gelogen. Leute wie er gingen Schwierigkeiten aus dem Weg, indem sie nichts sagten und auch grundsätzlich nichts gesehen hatten.

»Wer hat das Grundstück verlassen?«

»Weiß ich nicht.«

»Wo sind die Frauen hin?« Meine Stimme klang jetzt um zwei Nuancen schärfer.

»Weg!«

»Und der Löwe?«

»Welcher Löwe?«

»Schon gut.«

»Wirklich, Mister. Ich habe nur gehört, wie ein Auto startete, das war alles.«

Ich nickte ihm zu. »Sie können verschwinden, Meister.«

»Danke.« Er haute so schnell ab, daß wir ihm mit unseren Blicken kaum folgen konnten.

Bill schob die Frau heran. »Sieg oder Niederlage?« fragte er.

»Das weiß ich noch nicht.« Ich nickte der Frau zu. »Immerhin haben wir einen Trumpf.«

Sie hatte den Kopf gehoben. »Der euch nichts nutzen wird, ihr Hundesöhne. Gar nichts.«

»Wie heißen Sie?«

»Ist das wichtig?«

»Ja.«

»Okay, ihr kriegt es ja raus. Ich bin Rose. Mit Nachnamen heiße ich Wayne.«

Bill hob die Schultern. Ihm sagte der Name nichts. Mir auch nicht.

Wir hatten ihn noch nie zuvor gehört.

»Wunderbar, Mrs. Wayne…«

»Miß – bitte.«

»Okay, Miß Wayne. Wir werden uns in meinem Büro in Ruhe unterhalten. Ich habe da ein spezielles Thema, wissen Sie? Ich mag es nämlich nicht, wenn in einer Stadt wie London plötzlich Löwen herumlaufen und möglicherweise Menschen angreifen.«

»Haben Sie einen Toten gesehen?«

Die Frage hatte sie aggressiv gestellt. Sie wollte sich auch befreien, aber Bill hielt sie fest.

»Nein, ich habe noch keinen Toten gesehen. Nur frage ich mich, wie es kommt, daß ein Löwe, der aus Stein ist, plötzlich zum Leben erwacht. Können Sie uns mehr darüber sagen?«

»Ich will nicht.«
»Das wird sich herausstellen.«
»John, wir sollten gehen«, sagte der Reporter.
»Gut.« Ich warf Rose Wayne noch einen scharfen Blick zu, sah ihr kantiges Lächeln und ging davon aus, daß sie eigentlich nur mit uns spielte und uns reinlegen wollte.
Mit dem Begriff Löwe hatte ich eigentlich das richtige Stichwort gegeben. Es lag kaum 24 Stunden zurück, als es einen Vorgang gegeben hatte, der mich aufschrecken mußte. Eine Frau hatte im Gerichtssaal um sich geschossen, war dann geflohen und konnte auf der Toilette gestellt werden. Als man die Tür aufriß, sah man sich nicht dieser Frau gegenüber, dafür einer Löwin.
Über den Fall war in der Presse glücklicherweise nichts berichtet worden, Sir James, mein Chef, aber hatte Suko und mich alarmiert, denn im Gegensatz zu anderen Zeugen, die mit einer optischen Täuschung rechneten, glaubten wir an diese Verwandlung.
Er hatte Suko und mich auf Löwenjagd geschickt. Daß Bill mir dazwischengekommen war, sah ich als glücklichen Zufall an. Er jedenfalls hatte von anderer Seite her Wind von der Sache bekommen.
Also mußte etwas daran sein.
Diejenige Person, die vor mir stand, war jedenfalls nicht die Frau, die im Gericht für Furore gesorgt hatte.
»Sollen wir gehen?« fragte Bill.
Ich überlegte noch. »Einen Augenblick.« Ich wandte mich an Rose Wayne. »Kennen Sie eine gewisse Lorna Delaney?«
»Was soll das?«
»Kennen Sie die Frau?«
»Vielleicht.«
»Das reicht mir.«
»Was soll das?« erkundigte sich Bill. »Was ist mit dem von dir erwähnten Namen?«
»Schon gut, Alter. Es war nur eine Bemerkung, mehr nicht.« Ich schlug dem Freund auf die Schulter. »Laß uns gehen.«
Soweit kam es nicht, denn wir hörten ein Geräusch, das nicht in die Stille hineinpassen wollte. Es klang dort auf, wo vor einer Mauer die Mülltonnen standen, die von Müllsäcken umgeben waren. Das Geräusch erinnerte mich an ein Reißen, als sollte etwas zerfetzt werden.
»Bleib mal hier«, sagte ich zu Bill und ging zur nahen Mauer.
Die Tonnen gaben, weil die Deckel zum Teil offenstanden, einen widerlichen Geruch ab. Neben den überfüllten Tonnen standen Säcke, und von dort kam das Kratzen. Ratten huschten über die Müllsäcke aus Plastik. Mit ihren scharfen Zähnen rissen sie die Folie auf und machten sich über den Müll her. Ich zückte meine Lampe und

beobachtete sie genauer. Sobald der Lichtkegel sie traf, huschten sie davon. Ich wollte wissen, was sich so in den Müllsäcken befand, bückte mich und machte eine grausame Entdeckung. In dem einen Müllsack lag ein Toter!

Mir wurde die Kehle eng. Ich winkte Bill zu. Er kam herbei und schob die Frau vor sich her.

Man hatte den Mann auf furchtbare Art und Weise ermordet, deshalb auch das viele Blut, sein Gesicht war nicht zerstört worden.

Es sah blaß aus wie das einer Puppe. Die weit aufgerissenen Augen blickten starr und waren ohne Leben.

Scharf hörte ich Bills Atem.

»Kennst du ihn?« fragte ich meinen Freund.

Ich hatte mit einer positiven Antwort nicht gerechnet, Bill aber sagte: »Und ob ich den kenne. Es ist Kenny, mein Informant…«

***

Ab Duncan war nie in seinem Leben ein Held gewesen. Wenigstens keiner, für den sich die Medien interessiert hätten. Heldentum war für ihn etwas anderes. Die perfekte Formulierung, das geschliffene Wort. Wenn er bei Gericht seinem Gegner die Schau stehlen und dabei noch überzeugen konnte.

Davon träumte er, das war sein Ziel, das er in einigen Jahren erreicht haben wollte.

Momentan sah es für ihn nicht danach aus, als würde er dies jemals schaffen können.

Er stand auf dem Sims, hatte sich gegen die Hausmauer gedrückt und schielte in die Höhe, wo sich das Fenster geschlossen hatte. Dahinter sah er noch Lorna Delaney, die Löwin.

Monster oder Mensch? Das war bei ihr die Frage.

Lorna trat zurück in die Mitte des Zimmers. Dabei zerfloß sie immer mehr. Sie schien in das Licht eintauchen zu wollen, um von ihm verschluckt zu werden. Dann hatte sie einen toten Winkel erreicht und war nicht mehr zu sehen.

Nur allmählich gelang es Duncan, wieder einen klaren Gedanken zu fassen. Lorna hatte ihm die Chance gegeben. Er sollte auf dem Sims bleiben und das Penthouse umrunden.

Das war zu schaffen, doch nur für einen austrainierten Menschen, der sich nichts draus machte, auch mal über ein Hochseil zu gehen.

Wenn Duncan allein an die Tiefe dachte, verstärkte sich das Gummigefühl in seinen Knien noch mehr. Da überkam ihn das große Zittern, das nicht einmal aufhörte, als es die Knochen erreicht hatte.

Es war wie Schüttelfrost. Er konnte nichts dagegen unternehmen.

Die Zähne klapperten aufeinander, er biß sich auf die Zunge und schmeckte das süßliche Blut.

So etwas wie Lebenswille kroch in ihm hoch. Durchhalten! sagte er sich. Du mußt einfach durchhalten. Du kannst es dir nicht leisten, in die Tiefe zu stürzen.

Es gab keine Kante, um die er seine Hände hätte legen können. So stützte er sich mit den Flächen an der Wand ab und redete sich selbst ein, daß sie ihm Halt gab.

Den Kopf zu drehen und in die Tiefe zu schauen, das wagte er nicht. Dann wäre es möglicherweise über ihn gekommen, und er wäre kopfüber die sechs Stockwerke nach unten gefallen.

Ein Körper, der an der Wand entlangraste, bevor das endgültige Aus kam. Ein entsetzlicher Gedanke. Duncan wußte auch nicht, wie lange er auf dem Sims gestanden hatte, die Zeit gab es nicht mehr.

Sie war von der Todesangst verdrängt worden.

Der Mensch gewöhnt sich an alles, sagt man. So ähnlich erging es auch Ab Duncan. Das Gefühl der Todesangst entschwand. Nach einer Weile stellte er fest, daß der Schweiß und die Angst nachließen. Auch das Zittern war nicht mehr so stark.

Ab Duncan erinnerte sich wieder an seine eigentliche Aufgabe. Er mußte sein Penthouse umrunden.

Eine perverse Strafe in seinem Zustand. Eine Chance wie die eines Schneeballs in der Hölle.

Unter ihm war es nicht sehr laut. Jenseits des kleinen Parks vernahm er die Geräusche der Straße. Die Wagen fuhren nicht so dicht wie tagsüber, es war mehr ein intervallartiges Brausen, das seine Ohren erreichte.

Noch stand er dicht vor der Wand. Seine starre Haltung rächte sich nun. Er bekam einen Krampf im rechten Bein und konnte nichts dagegen machen. Weil er zum nächsten Fenster wollte, mußte er um eine Mauerecke herumgehen. Ein schwieriges Unternehmen. Er hatte das Gefühl, in die Finsternis hineinzusteigen.

Duncans Mund stand offen. Trotz der Kühle lag Schweiß auf seinem Gesicht. Duncan wußte, daß es in dieser Höhe immer etwas windig war. Zumeist an den Hausecken fing sich der Wind. Auf eine der Ecken ging er zu. Wenn er sie umrundet hatte, würde er das nächste Fenster sehen können.

Vielleicht lauerte sie dort schon, um ihn zu beobachten. Es würde Lorna sicherlich Spaß machen, seinen Weg über den Sims zu verfolgen und sich an seiner Angst zu weiden.

Der rasende Herzschlag hatte sich etwas beruhigt. Von Normalität war nicht zu sprechen, aber zumindest das hektische Trommeln hatte nachgelassen.

Noch immer stand er mit dem Gesicht zur Wand, dabei versuchte er, um die Mauerecke zu peilen.

Es waren nur wenige Schritte, aber in seinem Zustand kamen *sie* ihm

meilenweit vor.

Seine Augen suchten die Umgebung ab. Manchmal verschwamm sie auch, weil der Druck immer unerträglicher wurde. Dann hatte Duncan den Eindruck, bei jedem Schritt in Watte zu gehen und keinen Boden mehr unter den Füßen zu finden.

Die Hälfte der Distanz hatte er mittlerweile überwunden. Euphorie kam nicht auf, nur ein Gefühl der Zufriedenheit. Wenn er den Rest auch noch überstand, erhöhte sich die Chance.

Die dunklen Schatten der Nacht hüllten ihn ein wie einen dichten Mantel. Wenn er nach rechts schielte und sein Blick ein Stück an der Hauswand entlang in die Tiefe fiel, sah er hin und wieder die dünnen Inseln des Lichts, die aus den Fenstern fielen und sich wie Schleier in der Finsternis verteilten.

Seine Kehle war längst trocken geworden. Der Druck in Kehle und Magen war kaum schwächer geworden.

Dann waren die Schatten da.

Von einem Augenblick zum anderen tobten sie um Ab Duncan herum. Er hörte sie, das Flattern, als sie ihren Flügel heftig bewegten, sogar ein Krächzen entstand, böse Laute, die ihn umwehten, und Duncan kam sich vor wie eine Statue.

Ihn beherrschte nur ein Gedanke. Stehenbleiben, nicht rühren.

Jede falsche Bewegung, jeder unüberlegte Schritt konnte für ihn das endgültige Aus bedeuten.

Die Vögel umflatterten ihn. Sie waren wütend. Man hatte sie aus ihrer Ruhe und dem Schlaf gerissen. Sie wollten dem Übeltäter nichts Böses, aber sie blieben noch in seiner Nähe.

Wieder überkam Ab das Zittern. Diesmal sackte er regelrecht in den Knien ein, sie wollten nachgeben, er ging auch in die Hocke und preßte beide Handflächen gegen die Mauer.

Aus seinem offenen Mund drangen leise Laute, jammernde Rufe des Wehklagens. Seine Wangenmuskeln zuckten, bildeten Kerben, in die Schweißperlen rannen.

Die Vögel stiegen wieder in die dunkle Höhe des Himmels. Er saugte sie auf, und Ab Duncan merkte erst viel später, daß dieser Kelch an ihm vorübergegangen war.

Plötzlich begann er zu schluchzen. Er hatte es geschafft. Er stand noch immer auf dem Vorsprung. Hinter ihm die grauenhafte Tiefe, um ihn die Dunkelheit.

Zentimeter für Zentimeter kam er weiter. Zitternd, angstvoll. Die Mauerkante rückte näher. Er streckte den rechten Arm aus. Mit ihm und der Handfläche schabte er am Gestein entlang. Seine Augen waren weit geöffnet. Der Blick erinnerte an starres Eis, die Pupillen wirkten wie gefrorene Kugeln.

Dann hatte er es geschafft!

Seine Finger umkrallten die Ecke. Endlich etwas Halt, eine gewisse Sicherheit.

Er zog sich weiter vor.

Noch immer schabte er über die Wand. Das linke Bein zuckte, Ab gab nicht auf – und erreichte sein erstes Ziel, wo ihn gleichzeitig der Wind erfaßte.

Duncan wußte, daß es an dieser Stelle windig war. Wie mit gierigen Händen fuhr er kalt gegen sein Hemd und fand auch den Weg darunter, so daß er über die nackte Haut streichen konnte und den Schweiß dabei trocknete.

Ab wollte sich ducken, er traute sich nicht. Keine überflüssige Bewegung, die er nicht kontrollieren konnte. Statt dessen hob er den Kopf und blickte nach vorn, wo sich ein schwacher Lichtschein abzeichnete, der aus einem anderen Wohnungsfenster drang.

Es lag auf gleicher Höhe wie das Panoramafenster, also über ihm.

Das Rollo hing nicht davor, er konnte auch noch keinen menschlichen Umriß hinter dem Glas erkennen, der Blickwinkel war einfach zu schlecht.

Das Fenster war sein nächstes Ziel.

Noch immer stand er auf der Ecke und krallte sich fest. Der Wind fuhr böig heran. Er packte ihn, schüttelte ihn durch, aber er riß ihn nicht in die Tiefe.

Auf Ab's Gesicht war der Schweiß mittlerweile getrocknet, seine Haare wurden in die Höhe geschaufelt. Er hatte den Eindruck, als würden sie wegfliegen.

Die innere Stimme »meldete« sich.

Weiter, du mußt weiter! Du kannst nicht für alle Ewigkeiten auf der Kante stehenbleiben. Nicht einmal bis zum Morgengrauen. Irgendwann würde er fallen, wenn er das versuchte, das befürchtete er nicht zu Unrecht.

Er gab sich den Ruck, ohne dabei allerdings den nächsten Schritt zu wagen. Damit ließ er sich noch etwas Zeit, und den setzte er sehr, sehr vorsichtig.

Der Sims nahm zwar nicht an Breite zu, er wurde aber auch nicht schmaler. Dies war sein Vorteil, und so bewegte sich Ab Duncan auf das zweite Fenster zu.

Vor jedem Schritt hob er den Fuß an, bevor er das Bein streckte und seine Sohle auf den Sims drückte. Wieder schleifte sein Gesicht fast über das rauhe Gestein. Die Wand bestand aus großen Klötzen.

Sie lagen dicht nebeneinander und waren nur durch schmale Rillen getrennt. In diese Ritzen fuhr der Wind ebenfalls hinein und wirbelte aus, manchen von ihnen Staub hoch, der dem Anwalt ins Gesicht wehte.

Nur nicht niesen! Auf keinen Fall eine unkontrollierte Reaktion.

Das konnte sonst schiefgehen.

Es ging nicht schief. Ab Duncan erreichte unangefochten das zweite Fenster. Er lag, wie auch die große Panoramascheibe, hoch über ihm, und er legte den Kopf in den Nacken, um hinaufzuschauen.

Das Fenster war schmaler. Es gehörte noch zu den alten und ließ sich nur per Hand öffnen.

Ab wollte schon weitergehen, als er hinter der erleuchteten Scheibe den Schatten sah.

Lorna erschien!

Sie ließ das Fenster noch geschlossen, stand nur da und schaute hinaus.

Sah sie ihn?

Ab Duncan nahm die Bewegung wahr, als Lorna den linken Arm hob und mit der Hand den Fenstergriff umklammerte. Sie drehte ihn. Duncan glaubte sogar, das Knarren zu hören, als Lorna schon die Scheibe nach innen zog. Für einen Moment blieb sie in dem Ausschnitt stehen, sichtbar für Duncan, dann beugte sie sich vor.

»Hallo Ab, du bist noch nicht weit gekommen!«

»Mir ist es weit genug!« keuchte er.

Sie lachte. »Es ist nicht einmal die Hälfte. Wer weiß, was auf dem Rest der Strecke noch alles passieren kann. Vielleicht rutschst du noch aus, fällst in die Tiefe, wirst zerschmettert. Ich jedenfalls würde dir keine Träne nachweinen.«

»Hör auf, ich…«

»Immer noch die Hosen voll, Versager? Du solltest doch inzwischen gelernt haben, daß so etwas nicht gut ist. Zittere ruhig weiter. Ich werde dich beobachten.«

»Und wenn ich es doch schaffe? Was ist dann?«

Lorna war schon dabei, das Fenster zu schließen. Sie sah wieder aus wie eine normale Frau. »Von schaffen kann hier noch keine Rede sein«, erklärte sie.

Dann knallte sie das Fenster zu, und Ab Duncan zuckte bei diesem Geräusch zusammen.

Obwohl das Gespräch kein Resultat ergeben hatte, stand für den Anwalt fest, daß er noch immer sehr weit von seinem eigentlichen Ziel entfernt war.

So wie er die Frau einschätzte, dachte sie nicht im Traum daran, ihn so ohne weiteres entwischen zu lassen. Sie mochte keine Zeugen, die nicht auf ihrer Seite standen.

Wenn er es trotz allem schaffte, sein ursprüngliches Ziel zu erreichen, konnte dort durchaus der Tod in Form von Lorna Delaney lauern.

Hatte es da überhaupt noch Sinn, den Weg fortzusetzen? Die Worte der Frau hatten ihn hart getroffen. Er verglich sie mit seelischen Peitschenschlägen, die ihn in regelrechte Depressionen hineintrieben.

Von dieser Stelle aus sah er auch das zweite Fenster. Auch ein Schimmer der Hoffnung. Zwischen den beiden Lücken im Mauerwerk lagen ungefähr drei Yards.

Eine lächerliche Entfernung, die er überbrücken mußte. Er würde es auch schaffen, wenn nicht wieder die Gedanken der Furcht in ihm aufgepeitscht wären.

Was würde geschehen, wenn der Sims baufällig war? Bisher hatte er ihn noch getragen, das aber mußte nicht immer so weitergehen.

Er bekam wieder das Ziehen im Magen. Die Furcht drückte von allen Seiten. Möglicherweise wußte Lorna auch Bescheid. Nicht umsonst hatte sie ihn so hart angesprochen und von einer minimalen Chance geredet.

Er schaute noch einmal auf das Fenster.

Lorna Delaney hatte sich zurückgezogen. Sicherlich würde sie ihn am nächsten Fenster erwarten. Er rechnete auch mit einer bösen Überraschung ihrerseits. Sie war genau der Typ, der einen Menschen noch in seiner Not quälte.

Dennoch ging er weiter.

Der Wind hatte nachgelassen. Er fing sich eben nur an der Mauerkante. Außerdem besaß Ab Duncan inzwischen so etwas wie Routine, was das Laufen auf diesem schmalen Sims anging.

Er kam sogar gut voran, besser als zu Beginn!

Auf halber Strecke zwischen den beiden Fenstern hörte er das Geräusch.

Es war ein Zischen, dann ein leiser Ruf, der den Gang des Anwalts sofort stoppte.

Wie angeklebt blieb er stehen. Leicht geduckt. Die Gänsehaut floß über seinen Nacken. Ab lauschte der Stimme, und kam zu dem Ergebnis, daß nicht Lorna ihn angesprochen hatte.

»Mister…«

Ab gab keine Antwort. Es kostete ihn jedoch Kraft und Überwindung, den Kopf zu heben und in die Höhe zu schauen, von wo die Stimme aufgeklungen war.

Jemand hockte auf dem Dach!

Wer es war, konnte Duncan nicht erkennen, aber er identifizierte ihn als einen Mann.

Der Unbekannte hatte sich so weit vorgebeugt, daß er über den Dachrand hinwegschauen konnte. Er sah so aus, als würde er vom Wind jeden Moment weggeweht werden.

Dann aber bewegte er sich. »Aufpassen!«

Etwas rutschte nach unten. Es glitt wie ein gestreckter Schlangenkörper an der Hauswand entlang nach unten und landete dicht vor seinen Füßen auf dem Sims.

Es war ein Seil!

Ab Duncan konnte es kaum glauben. Er schielte nach unten, dachte an einen Trick und hörte wieder die Stimme des ihm fremden Mannes. »Nehmen Sie es, Ab!«

Ja, er durfte keine Zeit verlieren. Wenn es eine reelle Chance für ihn gab, dann jetzt.

Vorsichtig bückte er sich, streckte den Arm aus, hob das Seil an und führte es unter seine Achselhöhlen, bevor er einen dicken Dreifachknoten schnürte.

Zudem streckte er die Arme aus und hielt es mit beiden Händen noch über seinem Kopf fest. Sein Leben hing nun von der Kraft des Mannes über ihm ab.

Kaum hatte Ab den Kontakt mit der Wand verloren, überkam ihn ein Schwindelgefühl.

Er kippte nach hinten und wäre gefallen. Wenn ihn das Seil nicht gehalten hätte. Aus seinem Mund drang noch ein Schrei, dann spürte er den Ruck unter den Achseln, und wenige Augenblicke später prallte er wieder gegen die Wand, drehte das Gesicht zur Seite und spürte dann, wie man ihn in die Höhe zog.

Der Unbekannte besaß gewaltige Kräfte. Mit beiden Händen hielt er das Seil fest. Er zog den Mann Hand über Hand höher. Obwohl Ab Duncan schaukelte, und auch mit dem Körper des öfteren gegen die Mauer gedrückt wurde, freute er sich, daß es dennoch klappte.

Hatte er gewonnen?

»Ruhig, nur ruhig!« vernahm er die Stimme des Fremden. »Wir haben es bald hinter uns.«

Es stimmte, sie packten es. Plötzlich spürte Ab die Kante des Dachs an seinem Körper. Er kippte über den Rand, streckte die Arme aus, und seine Hände griffen nicht ins Leere.

Endlich fanden sie Halt.

Der Mann zog ihn noch weiter auf das Dach und rollte ihn auf den Rücken, bevor er das Seil löste.

»Guten Abend«, sagte der Unbekannte und lächelte. Er kniete neben Ab und schaute ihm ins Gesicht.

Der Anwalt bekam große Augen. Mit allem hätte er gerechnet, nur damit nicht, daß er seine Rettung einem Chinesen verdankte…

***

Der Asiate sah ihm die Überraschung an. Ein feines Lächeln umspielte seine Lippen. »Überrascht?«

»Und wie!«

»Darf ich mich vorstellen? Mein Name ist Suko, Inspektor Suko.«

»Po… Polizei?«

»Scotland Yard, um genau zu sein.«

»Das gibt’s nicht.« Ab Duncan schluchzte fast auf. »Das ist nicht

möglich.«

»Doch, es stimmt. Hier, mein Ausweis.« Suko streckte ihm die Plastikhülle entgegen.

Er wollte sie gar nicht. »Nein, das glaube ich Ihnen schon!« keuchte Ab. »Mein Gott, ich hätte nie gedacht, daß…«

»Aber jetzt haben Sie es hinter sich.«

Ab Duncans Blick wurde skeptisch. »Habe ich das tatsächlich?« fragte er leise zurück.

»So wie es aussieht.«

»Ich kann es nicht glauben, verdammt.« Er versuchte sich aufzurichten, schaffte es allein jedoch nicht, so daß Suko ihm helfen mußte. »Ich kann es einfach nicht fassen.« Schwerfällig kam er auf die Füße und blieb auch zitternd stehen.

Suko stützte ihn ab. »Sie müssen sich erholen, Mr. Duncan.«

»Und dann?«

Der Inspektor lächelte. »Werde ich mich um diese Lorna Delaney kümmern.«

»Die kennen Sie auch?« staunte Ab.

»Sicher.«

Der Anwalt schüttelte den Kopf. »Das ist mir alles unbegreiflich. Sie tauchen hier auf wie ein rettender Engel. Ich habe es schon als einen Zufall angesehen, und nun stellt sich heraus, daß es keiner war. Sie haben bewußt auf mich gewartet?«

»Das nicht gerade. Ich wollte mir Lorna Delaney einmal genauer ansehen.«

»Woher wußten Sie, daß die Frau hier zu finden war?«

»Nennen Sie es Intuition oder einfach Überlegung. Wir hatten uns schon so etwas Ähnliches gedacht, Mr. Duncan.«

Suko lächelte. »Zumindest Scotland Yard nicht. Wenn sich jemand auf so spektakuläre Art und Weise aus dem Gericht befreit, werden wir natürlich aufmerksam.«

Duncan drehte sich zur Seite. Er schaute über das Dach hinweg in die Schwärze des Nachthimmels. Seine Stimme war kaum zu verstehen, als er sagte: »Wissen Sie denn, was tatsächlich mit dieser Lorna Delaney los ist?«

»Ich glaube schon.«

Der Anwalt fuhr herum. »Das kann man nicht glauben, Inspektor, das muß man einfach gesehen haben. Sie ist… ja, sie ist eine schreckliche Person, eine Sphinx. Halb Mensch, halb Löwe. Ich habe es selbst gesehen, als sie sich verwandelte.« Er zeichnete mit den Händen ihren Kopf nach. »Sie bekam plötzlich ein anderes Gesicht. Auf ihrer Haut sprossen Haare, die sich zu einem Fell verdichteten. Ihr Mund veränderte sich, ein Löwenmaul entstand, die Arme waren bald Pranken…«

»Das kann ich mir vorstellen.«
Duncan lachte. »Sie als Polizist?«
»Ja.«
»Wieso?«
»Ich möchte auf nähere Erklärungen verzichten. Seien Sie aber versichert, daß ich einer kleinen Spezialabteilung angehöre. Mein Kollege John Sinclair…«
»Ach – der auch?«
»Sie kennen ihn?«
»Nicht persönlich. Ich habe nur von ihm gehört. Er soll ein sehr fähiger Mann sein.«
»Das kann man sagen.«
»Befindet er sich auch in der Nähe?«
»Nein, er geht einen anderen Weg. Es ist aber gut, daß ich Sie getroffen habe. Ich möchte, bevor ich mich um diese Lorna kümmere, mehr über sie erfahren. Sicherlich werden Sie mir die entsprechenden Antworten geben können.«
»Das ist schwer.«
»Sie waren immerhin ihr Anwalt.«
Duncan schüttelte den Kopf. »Trotzdem, offenbart hat sie sich mir nie. Da war immer ein Schatten, der ihre Seele umgab. Sie wollte nie so recht mit der Sprache heraus.«
»Sie und ihr Mann kamen aus Afrika?«
»Dort arbeiteten sie. Mr. Delaney war Arzt, seine Frau Krankenschwester, eine hervorragende Ergänzung. Später – in London – fingen sie beide in der Klinik des Dr. Lataresse an.«
»Wer ist das?«
»Ich glaube, er ist Franzose.«
»Besitzt er eine Privatklinik?«
»So ist es.«
»Und womit beschäftigt er sich?«
Der Anwalt drückte sich ein wenig um die konkrete Antwort herum. »Das ist schwer zu sagen, wissen Sie. Jedenfalls ist er kein Schulmediziner, obwohl er so einmal angefangen hat. Er behandelt seine Patienten mehr nach anderen Methoden.«
»Ist er ein Heilkundiger?«
Ab Duncan nickte. »In diese Schublade könnten Sie ihn stecken, Inspektor.«
»Was ist mit seinen direkten Methoden?« hakte Suko nach.
»Soviel ich gehört habe, fallen sie etwas aus dem europäischen Rahmen. Dr. Lataresse war lange in Afrika. Dort hat er vieles gelernt, was er hier anwendet.«
»Mit Erfolg?«
»Darüber habe ich mit Lorna Delaney kaum gesprochen. Wir hatten

andere Probleme.«
»Wie stand sie zu ihm?«
»Gut. Sie hat ihn verehrt.«
»Könnte diese Verehrung ein Mordmotiv gewesen sein?«
»Weiß ich nicht.«
»Aber Sie haben sich Ihre Gedanken darüber gemacht?«
»Richtig. Ich nehme an, daß Daniel Delaney sterben mußte, weil er hinter das schreckliche Geheimnis seiner Frau gestiegen ist. Ein anderes Motiv kann ich mir nicht vorstellen.«
»Könnte dieser Dr. Lataresse eingeweiht gewesen sein?«
»Da bin ich überfragt.«
»Es wäre aber möglich?«
Duncan hob die Schultern. »Möglich ist alles, Inspektor. Das wissen Sie aus Ihrem Job auch.«
»Ja, stimmt.«
»Was haben Sie jetzt vor, Inspektor?«
»Sie zunächst aus der Schußlinie lassen.«
»Gut, okay, ich habe nichts dagegen. Aber werden Sie denn mit Lorna fertig?«
»Das denke ich schon.«
Der Anwalt schaute sich um. »Wie sind Sie überhaupt hier hochgekommen? Ich meine, Sie müssen doch gesehen haben, daß ich…«
»Ja, von unten.« Suko lächelte. »Ich habe es mir zur Angewohnheit gemacht, mir das Haus, dem ich einen Besuch abstatte, genau anzuschauen. Ich stand also unten und sah Sie auf dem Sims stehen. Das war wegen des hellen Fensters in Ihrem Rücken deutlich zu erkennen. Den Rest konnte ich mir denken.«
»Sie sind durch das Treppenhaus gekommen und haben die Luke gefunden, die zum Dach führt.«
»Richtig.«
Duncan schritt auf die geöffnete Klappe zu. Nicht weit entfernt stach der Stummel eines Kamins in die Höhe. Um ihn hatte Suko auch das Seil gewickelt. »Manchmal muß man Glück haben«, sagte er. »Ich fand es auf meinen Weg nach oben.«
»Ja, das hängt dort immer. Es stammt noch von meinem Vater. Er hat es im Treppenhaus gelassen, weil er damit rechnete, sich irgendwann einmal abseilen zu müssen.«
»Gut, ich kümmere mich um…«
Da hörten sie die Stimme der Frau. Sie klang unter ihnen auf und war nur mehr ein Kreischen. »He, Versager, wo steckst du?«
»Damit meint sie mich«, flüsterte Duncan.
Suko bedeutete ihm, zurückzubleiben, während er sich der Dachkante näherte. Das Seil hatte er mitgenommen. Er kniete nieder

und schaute an der Hauswand entlang.
Von Lorna Delaney war nichts zu sehen. Suko hörte sie nur.
»Keine Sorge, Duncan, ich kriege dich schon. Vielleicht bist du weiter gelaufen, als ich dachte. Na ja, wir werden sehen.«
Wahrscheinlich verschwand sie jetzt. Das war für Suko eine günstige Gelegenheit.
Sein Plan war nicht ungefährlich. Er schleuderte das Seil über die Kante und konnte genau erkennen, wie es auf den Sims klatschte und dort liegenblieb.
In der nächsten Sekunde seilte er sich ab. Mit geschickten Bewegungen und rasch angelnd glitt er an der Hauswand entlang, genau zwischen zwei Fenstern.
Ungefähr dort, wo er Duncan von dem Mauervorsprung weggeholt hatte, traf auch er auf. Bemerkt hatte Lorna nichts von seiner waghalsigen Aktion, sie zeigte sich an keinem Fenster.
Suko preßte sich gegen die Wand. Im Gegensatz zu Duncan blieb er cool. Der Inspektor war aus einem anderen Holz geschnitzt. Lorna hatte ihm sogar einen Gefallen getan und eines der beiden Fenster nicht geschlossen.
Besser hätte es für ihn nicht laufen können. Suko brauchte nur zwei gleitende Schritte, um das offene Fenster zu erreichen, hinter dem die Gardinen zur Seite gezogen waren, so daß der Wind sie ins Zimmer blähen konnte.
Es war ein Schlafraum. Neben dem breiten Bett stand eine moderne Stehlampe. Ihr Licht erhellte das ganze Zimmer. Soviel Suko erkennen konnte, war es leer.
Noch klammerte er sich an der Kante der Fensterbank fest. Wenig später zog er sich mit einem Klimmzug hoch, schwang das rechte Bein über und wollte das Zimmer betreten.
Da erwischte es ihn.
Er hörte das Lachen der Frau und das Klatschen gleichzeitig. Lorna hatte links von ihm im toten Winkel gelauert. Suko hätte sie nie sehen können und auch nicht die verdammte Peitsche, mit der sie zugeschlagen und deren Leder sich wie der Körper einer Schlange um Sukos Hals gewickelt hatte…

***

Nur zwei Schritte von Bill Conollys Porsche entfernt geschah es. Da drehte Rose Wayne durch.
Sie hatte sich in den vergangenen Minuten beruhigt, zeigte sich brav, ja, regelrecht gehorsam, und ich hatte keinen Grund gesehen, sie nicht weiter unter Bills Obhut zu lassen.
Bis eben zu dem Augenblick, als sie Bill reinlegte. Ich war schon vorgegangen, hatte von Bill die Schlüssel bekommen und wollte den

Porsche aufschließen.

Bills Schrei alarmierte mich, und ich fuhr auf dem Absatz herum.

Mein Freund hatte eine Haltung eingenommen, wie jemand, der einen mächtigen Tritt vor das Schienbein kassiert hatte. Genau an dieser empfindlichen Stelle war er von Rose Waynes Absatz getroffen worden.

Bevor ich mich um die Frau kümmern konnte, huschte sie hinter Bill und hämmerte beide Fäuste in seinen Rücken.

Mein Freund konnte sich nicht halten. Er kippte mir entgegen. Ich fing ihn ab, hörte sein Fluchen und vernahm auch die hastigen Schritte, als Rose floh.

Wir befanden uns zwar in Soho, aber auch in diesem Stadtteil gibt es Grünanlagen, die möglicherweise auch als Verstecke dienen konnten. Mit langen Schritten hetzte die Frau quer über die Straße und verschwand unter den Ästen der am Straßenrand wachsenden Bäumen. Ich hörte ihre Schritte auf dem Asphalt hämmern, auch geriet sie in das Streulicht der Straßenlaternen, so daß es mir gelang, ihren Weg ziemlich gut zu verfolgen.

Natürlich rannte ich hinterher.

Und ich war schneller.

Aber die Frau griff zu einem Trick. Bevor sie in das Streulicht einiger Lokale geriet, tauchte sie nach links weg. Dort befand sich ein schmaler Grünstreifen, der zu allem Überfluß noch ziemlich dicht bewachsen war, so daß sie genügend Deckung bekommen konnte.

Ich hatte das Nachsehen. Vorerst jedenfalls. Als ich die Stelle erreichte, wo Rose Wayne verschwunden war, zitterten noch einige Zweige und auch hohe Unkrauthalme.

Von Rose sah ich nichts.

Ich wühlte mich ebenfalls durch das Gelände. Man hatte hier alles wild wachsen lassen. Das Grundstück war schon verkauft worden.

Unter einem hohen Schild ging ich her wie unter einer Brücke. Wer das Gelände gekauft hatte, war nicht zu lesen.

Wo steckte sie?

Die Dunkelheit gab ihr Deckung. Auch von der Straße reichte der Lichtschein der Laterne nur bis zum Rand des Grundstücks. Er übergoß die Pflanzen mit einem silbrigen Schein.

Ich wußte nicht, wie es auf der anderen Seite des Grundstücks aussah und ob Rose die Grenze bereits erreicht hatte. Jedenfalls hoffte ich auf ihre Vernunft und rief nach ihr.

»Rose, kommen Sie mit uns. Das ist Ihre Chance…«

Meine Stimme verhallte. Ich wühlte mich tiefer durch das fast kniehohe Unkraut. Mit beiden Händen schaufelte ich es zur Seite. In meinem Rücken ertönten Stimmen.

Einige Jugendliche passierten das Grundstück.

Die alten Bäume sahen aus wie stumme Gespenster. Ihr knorriges Geäst schwebte über meinem Kopf. Manchmal berührten mich auch tiefer hängende Blätter. Sie streiften dann wie sanfte Finger über meinen Kopf hinweg.

Sperriges Buschwerk hinderte mich am Weiterkommen. Dornen und Brennesseln hatten einen regelrechten Wall gebildet, den ich niedertreten mußte. Ich hörte noch das Knacken unter meinen Füßen, als ich gleichzeitig den gellenden Schrei vernahm.

Es war ein furchtbarer Laut, der mir eine Gänsehaut über den Rücken jagte.

Geschrien hatte eine Frau. Für mich gab es keinen Zweifel, um wen es sich dabei handelte.

Ich pfiff auf Dornen und Nesseln. Wie ein Berserker brach ich auch durch Brombeergestrüpp, trat nieder, was sich mir in den Weg stellte – und trat ins Leere.

Ich kippte.

Es war Zufall, daß ich mich fangen konnte. Mit der rechten Hand hielt ich mich an Zweigen fest. Zwei Dornen rissen meine Hände auf. Ich ignorierte die bösen Kratzer und mußte gleichzeitig einsehen, daß ich mich nicht länger halten konnte, denn die Zweige gaben nach.

Unter meinem Gewicht brachen sie einfach ab, so daß ich ins Rutschen geriet.

Erst jetzt konnte ich erkennen, wo ich gelandet war. Man hatte hinter dem sperrigen Gestrüppgürtel bereits eine Baugrube ausgehoben. Verdammt steil ging es bergab.

Rose war ebenfalls gefallen. Nur hatte sie sich nicht festhalten können. Sie war in die Grube gekugelt, doch deshalb hatte sie wohl nicht geschrien.

Es war vielmehr etwas anderes, Grauenhaftes und Unvorstellbares, das mitten in London passierte.

Über ihr stand ein Löwe!

Da sich die Frau nicht mehr regte, konnte ich mir denken, was geschehen war.

Ich fiel selbst, sonst hätte ich die Waffe ziehen und schießen können, so aber überkugelte ich mich mehrere Male und dachte auch daran, daß ich in diesen Augenblicken verdammt wehrlos war und die Bestie das ausnutzen konnte.

Das tat sie nicht. Als ich auf den Boden schlug und fast in eine Pfütze rutschte, vernahm ich sein wildes, fauchendes Brüllen, richtete mich wieder auf und sah nur mehr das Hinterteil des gestreckten Körpers, dem es nichts ausmachte, den steilen Hang mit gewaltigen Sprüngen hochzuhetzen. Er schaffte es immer wieder, sich so festzukrallen, daß er nicht nach unten rutschte.

Ich kniete auf dem feuchten Boden. Die Beretta hielt ich und schoß

zweimal.

Es war die reine Verschwendung von geweihten Silberkugeln, denn den Löwen erwischte ich nicht. Er verschwand vor meinen Augen auf der anderen Seite und brüllte auch nicht mehr auf.

Ziemlich down und gleichzeitig auch wütend stemmte ich mich hoch und ging auf die regungslose Person zu.

Neben ihr blieb ich stehen. Es kostete mich Überwindung, aber ich wollte es genau wissen, holte die Lampe hervor und leuchtete Rose Wayne an.

Wie oft der Löwe zugeschlagen hatte, konnte ich nicht sagen.

Möglicherweise hatte auch ein Prankenhieb gereicht, um die Frau zu töten. Sie jedenfalls würde uns nichts mehr verraten können.

Ich preßte die Lippen so hart zusammen, daß meine Kiefer anfingen zu schmerzen. Die Spur war abgerissen, wenigstens sah es im ersten Moment so aus.

Von der Toten wußte ich nur den Namen, mehr nicht. Ich benötigte noch Informationen, um den Weg dieser Toten zurückverfolgen zu können. Wie die anderen fünf Frauen, so hatte auch sie die Kutte getragen, die ich nun zur Seite schleuderte.

Darunter war sie vollständig angezogen. Eine schmale, heute nicht mehr moderne Kostümjacke trug sie zu einer langen Hose. Die Jacke besaß innen Taschen.

Ich durchwühlte sie und fand tatsächlich eine schmale Damenbrieftasche. Die klappte ich auf. Ein Ausweis fiel mir in die Hände, etwas Geld ebenfalls und eine Adressenkarte, die auf ein privates Hospital hinwies: Dr. Lataresse – Naturheilkundler und Facharzt für seelische Störungen. Sogar die Adresse der Klinik war angegeben.

Sie befand sich im Londoner Süden, in einer ziemlich netten und auch waldreichen Gegend.

Was hatte Rose Wayne mit dieser Klinik zu tun gehabt? War sie dort Patientin gewesen?

Meine Gedanken beschäftigten sich mit Suko, der ebenfalls an diesem Fall arbeitete, aber davon wußte Bill Conolly nichts. Wir waren von Sir James auf diesen ungewöhnlichen Vorgang angesetzt worden, und Suko hatte in dieser Nacht den Anwalt einer gewissen Lorna Delaney besuchen wollen. Ich wußte von Lorna Delaney nur soviel, daß sie auch etwas mit einem Krankenhaus zu tun gehabt hatte. Sie war dort als Schwester angestellt gewesen.

Sollte die tote Rose Wayne ebenfalls als Schwester gearbeitet haben? Möglicherweise waren beide Frauen in derselben Klinik beschäftigt. Jedenfalls sah ich nicht mehr so pessimistisch in die Zukunft. Der Hinweis auf die Klinik konnte *die* Spur gewesen sein.

Ich steckte die Karte ein und wandte mich wieder ab. Erst jetzt sah

ich, wie tief die Baugrube schon war. Ich würde Schwierigkeiten bekommen, den Hang wieder hochzuklettern.

Bill Conolly hatte meine Schüsse gehört. Er stand plötzlich oben am Rand der Grube.

»Was ist, John?«

»Rose Wayne ist tot!«

»Hast du sie…«

»Nein, das war ein Löwe. Ich habe ihn leider nicht erwischen können. Verdammt auch!«

»Die verwischen alle Spuren.« Bill sah zu, wie ich den Hang wieder hochkletterte. Er war zum Glück nicht so feucht, die Erde relativ weich, so daß ich beim Gehen meine Hacken hineinschlagen konnte und einigermaßen Halt fand.

Bill stand zudem oben, hielt sich an einem Pfahl fest und streckte mir seine freie Hand entgegen, die ich nahm, so daß er mich den Rest der Strecke hinaufziehen konnte.

»Ich war zu spät«, sagte ich leise.

»Es ist meine Schuld«, murmelte Bill. »Ich hätte besser auf sie achtgeben sollen.«

»Vorwürfe helfen uns nicht weiter, Bill. Wir wissen jedenfalls, das derjenige, der auch immer hinter diesen Morden steht, radikal vorgeht und uns auch nicht aus den Augen gelassen hat. Sonst wäre es ihm nicht gelungen, die Frau zu töten.«

»Das stimmt.« Bill senkte den Kopf. »Unsere Spur ist unterbrochen.«

Ich lachte leise. »Nicht ganz, mein Freund, nicht ganz.«

»Weißt du mehr?«

»Ja.«

»Und was?«

Ich schaute ihn an. »Was hältst du eigentlich von Privatkliniken?«

»Ebenso wenig wie von anderen Krankenhäusern.«

»Trotzdem werden wir uns eine ansehen. Und zwar noch in dieser Nacht, Bill…«

***

Suko wurde die Luft knapp. Zudem hockte er in einer verdammt ungünstigen Position auf der Fensterbank. Jeden Moment konnte er kippen, je nach dem, wie Lorna die Peitsche handhabte.

Sie hatte sich wieder verwandelt. Halb Mensch, halb Löwe. Ihr Gesicht besaß den Raubtierausdruck, das Haar war noch dichter geworden und hatte sich zu einer gewaltigen Mähne geformt. Im Schein der Lampe hatte es sogar einen rötlichen Glanz bekommen.

In den Augen funkelte nicht nur die Kälte des Todes, auch die Genugtuung darüber, einen verhaßten Gegner gefangen zu haben.

Sie kannte Suko nicht, spürte, daß er ein Feind war, den es zu töten

galt.

Diesen Eindruck von seiner Gegnerin bekam der Inspektor innerhalb einer knappen Zeitspanne. Noch hatte sich Lorna nicht entschieden, deshalb unternahm Suko etwas.

Er wuchtete sich vor. Wenn er eine Chance haben wollte, dann nur im Zimmer.

Der Raum war ziemlich groß. Als Suko auf den Boden prallte, räumte er deshalb auch keine Gegenstände oder Möbelstücke zur Seite. Er blieb zwischen Bett und Schrank liegen und spürte unter sich den weichen Teppichboden.

Die Peitschenschnur war sehr dünn, dafür ungemein zäh. Sie hielt ihn umklammert wie eine Würgeschlinge und hatte sich auch zweimal um seinen Hals gewickelt.

Mit beiden Händen hielt Lorna den Griff umklammert. Sie sah so aus, als wollte sie Suko rücklings über den Boden und quer durch das Zimmer schleifen.

Ihre normalen Hände hatte sie behalten, auch wenn auf den Armen jetzt schon ein dünner Flaum wuchs. Härchen, die sich zum goldfarbenen Fell verdichtet hatten.

Sie lachte wild. Es klang auch ein Fauchen dazwischen, doch als Siegerin konnte sie sich nicht fühlen.

Suko sah nicht mehr viel. Vor seinen Augen tanzten Flecke und Kreise. Er litt unter dem Luftmangel, aber seine Hände schnellten ebenfalls vor, und er bekam die dünne Peitschenschnur zwischen die Finger. Sehr hart wickelte er sie einmal um sein rechtes Gelenk, dann zog er mit einem heftigen Ruck daran, weil er die Frau zu sich heranholen wollte.

Lorna taumelte auf ihn zu. Sie gab nicht auf, klammerte den Griff auch weiterhin fest.

Suko rammte ihr einen Fuß in den Körper.

Damit hatte Lorna nicht gerechnet. Sie war noch in der Vorwärtsbewegung gewesen, als es sie erwischte. Der Stoß nach hinten konnte von ihr nicht ausgeglichen werden.

Der Peitschengriff rutschte aus ihren Händen, und auch Suko überrollte sich. Gleichzeitig hatte er seine Hände um die Schnur gelegt und löste sie vom Hals.

Endlich frei atmen können!

Er saugte die Luft tief ein. Allmählich klärte sich auch sein Blickfeld. Noch immer würgte es ihn im Hals, er spürte auch die Schmerzen auf der Haut, wo die Schnur tiefe Kerben hinterlassen hatte, aber er war frei gekommen.

Am Bett stützte er sich ab, als er auf die Beine kam.

Lorna Delaney stand ebenfalls. Sie starrte Suko aus ihren kalten Raubtieraugen an. Der Blick war böse und tödlich. Sie lauerte auf ihre

Chance und stürmte auf Suko zu.

Ihre Bewegungen besaßen etwas raubtierhaftes, sie hatten sich verändert. Da waren die Muskeln stärker geworden. Jeder wirkte wie ein Motor, der durch die Zündung zum Laufen gebracht worden war. Jetzt arbeitete jeder Muskel perfekt, und so war Lorna zu einem regelrechten Kraftpaket geworden.

Sie flog Suko entgegen.

Der Inspektor wollte sie nicht töten, aus diesem Grunde ließ er auch seine Waffe stecken. Als Lorna dicht vor ihm erschien, drehte er sich und rammte sie mit der Schulter.

Sie krachten zusammen.

Lorna brüllte wild. Sie schien Feuer zu versprühen. Sie hatte Suko beißen wollen, doch das Maul klappte zu, ohne etwas zwischen die Zähne bekommen zu haben.

Mit dem Tritt schleuderte Suko die Löwin bis zur Tür. Sie fing an zu wackeln, als Lorna vor das Holz krachte, sich wieder aufrichtete und in die Mündung der Waffe schaute.

Obwohl sie mehr Tier als Mensch war, besaß sie dennoch den menschlichen Verstand. Sie wußte genau, was es zu bedeuten hatte, wenn jemand eine Waffe auf sie gerichtet hielt.

Mit ihren kalten Raubtieraugen fixierte sie das dunkle Loch der Mündung.

»Es reicht!« sagte Suko. »Wie ich gesehen habe, verstehst du es, dich zu verwandeln. Jetzt zeig mir, daß es auch umgekehrt geht. Verwandle dich wieder zurück!«

Suko hoffte, daß sie auf seine Forderung einging. Er wollte mit ihr reden, nur Lorna konnte ihm helfen, die Spur derjenigen Person zu finden, die hinter allem stand.

Sie tat nichts.

Suko verstärkte den »Druck«. »Es sind geweihte Silberkugeln«, erklärte er, »keine normalen Bleigeschosse. Ich würde an deiner Stelle tun, was ich verlange.«

Sie senkte den Kopf. Auch die Mähne bewegte sich dabei und rutschte vor ihr Gesicht.

Wahrscheinlich sollte Suko ihre Augen nicht sehen, denn Lorna war einfach nicht bereit, aufzugeben.

Sie griff an.

Und sie stürmte auf den Inspektor zu, hatte ihren Kopf in die Höhe gedrückt. Suko hörte das mörderische Fauchen und hätte jetzt schießen müssen.

Er tat es nicht.

Lorna war ihm einfach zu wichtig. Er brauchte ihre Aussage.

Deshalb huschte er genau in dem Moment zur Seite, als Lorna ihn fast erreicht hatte.

Die Löwenfrau jagte an ihm vorbei. Sie stoppte auch nicht mehr.

Als sie wieder den Boden berührte, gab sie sich noch einmal Schwung, verlängerte den Sprung zu einem Halbbogen, der sie auf das offene Fenster zutrug.

Sie verschwand.

Suko hörte einen heftigen Schrei. Den hatte Ab Duncan ausgestoßen, der noch immer auf dem Dach stand, in die Tiefe schaute und den Körper dem Boden entgegenfliegen sah.

Konnte Lorna das überleben?

Weder Suko noch Ab wußten eine Antwort. Der Chinese aber befand sich Sekunden nach dem Verschwinden bereits auf dem Weg nach unten. Er hatte den Lift genommen. Mit ihm rauschte er ins Erdgeschoß, wo er den Flur menschenleer fand.

Das Haus war von einer kleinen, auch bepflanzten Grünfläche umgeben. In sie war die Löwenfrau wahrscheinlich hineingefallen.

Auch die Büsche würden nicht die Kraft haben, einen fallenden Körper aus dieser Höhe aufzuhalten.

Suko trat nach draußen – und hinein in die Stille. Er hörte kein Stöhnen kein Schreien oder Fauchen. Über ihm brannte die Haustürleuchte. Ihr Licht fiel als Kegel auf den vor der Tür wartenden Inspektor, der seine Beretta auch weiterhin festhielt.

Sichernd trat er einige Schritte vor, um sich dann zu drehen, weil er an der Hausfront hochschauen und berechnen wollte, wo die Löwenfrau aufgeschlagen war.

Er wandte sich nach rechts. Das Buschwerk wuchs wie eine dunkle Grenze. Weit oben, noch über dem Dach, fiel der feine Lichtschleier aus den Penthousefenstern.

Sie kamen Suko so ungemein weit entfernt vor, fast schon wie die Sterne. »Lorna!« sagte er flüsternd. »Hast du es überstanden?«

Er bekam wieder keine Antwort, aber er sah jetzt die Mulde innerhalb der Büsche. Genau dort mußte die Löwenfrau gelandet sein.

Suko holte seine Lampe hervor.

Der Strahl glitt durch das grüne Buschwerk. Suko leuchtete tiefer und entdeckte dabei eine gekrümmte Hand, auf deren Rücken bereits das Fell wuchs.

Dort lag Lorna!

Suko wühlte sich den Weg zu ihr. Er trat die Pflanzen nieder und starrte die Löwenfrau an.

Lorna sah aus, als hätte sie sich zum Schlafen hingelegt. Sie lag sogar auf dem Rücken, aber sie rührte sich nicht. War sie tot?

Suko berührte sie leicht mit der Fußspitze. Ein Zucken rann über den Körper, und ein dünner Faden Blut sickerte aus dem Raubtiermaul.

Flüsternd klingende Worte trafen Sukos Ohren. Die Löwenfrau wollte noch etwas sagen.

»Der Tod ist nicht stärker. Wir haben ihn geschafft. Wir sind Mensch und Tier, wir…«

»Du lebst?«

Da öffnete sie die Augen und redete mit menschlicher Stimme weiter. »So etwas kann uns nicht umbringen.«

»Weshalb greifst du mich nicht an? Du wolltest doch meinen Tod!«

»Ich… ich kann nicht.«

Suko überraschte diese Ehrlichkeit. Er kam allerdings nicht klar mit ihr. »Was ist passiert?«

Ihr Gesicht bewegte sich. Suko kannte die Rückverwandlungen von Werwölfen. Etwas Ähnliches spielte sich auch hier ab. Er konnte zuschauen, wie das Fell allmählich verschwand. Es schien von der Haut aufgesaugt zu werden. Nicht einmal Stoppeln blieben zurück.

Die glatte Gesichtshaut mit ihrer normalen Farbe war wieder zum Vorschein gekommen. Das Haar schien zu knistern, als würde ein elektrischer Stromstoß hindurchjagen. Es blieb nicht als Mähne, war aber noch immer sehr kompakt und behielt auch die löwengelbe Farbe.

Lorna bewegte die Hände. Sie hatte die Finger gekrümmt, als wollte sie mit den Spitzen in den weichen Boden stechen und ihn aufreißen. Einige Male atmete sie röchelnd. Dieses Geräusch wurde von Schritten und dem Brechen der Zweige unterbrochen.

Suko drehte sich um.

Auch Ab Duncan hatte den Weg nach unten geschafft. Er kam zu Suko und starrte zunächst ihn, dann die Löwenfrau an, wobei er den Kopf schüttelte, weil er nichts begriff.

»Was ist denn geschehen?«

»Sie sprang!«

»Und? ist sie tot?«

»Nein!«

Der Anwalt starrte Suko ungläubig an. »Wie kann man einen Sprung aus dieser Höhe überleben?«

»Das müssen wir sie fragen.«

Lorna Delaney war wieder zu einem normalen Menschen geworden. Sie hatte Ab Duncan auch sprechen gehört. Dabei verzog sie den Mund. Es sollte wohl ein Lächeln werden, erinnerte jedoch mehr an eine Maske. »Ja, ihr habt es geschafft. Ihr habt es tatsächlich geschafft, aber ihr könnt mich so nicht töten.«

»Das wollen wir auch nicht«, sagte Suko..

»Was wollt ihr dann?«

»Wir wollten dich, Lorna! Wer bist du?«

»Das weißt du längst!«

»Ja, du bist eine Mörderin. Du hast deinen Mann auf eine furchtbare Weise getötet.«

In ihre Augen trat ein fast schwärmerischer Glanz. »Das mußte auch sein. Er wollte nicht.«

»Was wollte er nicht?«

»An ihn glauben. An den Löwenzauber, aber ich habe ihn kennengelernt. Im tiefen Afrika.«

»Durch wen?«

Suko und Duncan bekamen keine direkte Antwort. Sie hörten nur Lornas leises Lachen und die danach folgenden, fast schwärmerischen Worte. »Er ist wunderbar. Er kannte die alten Geheimnisse. Er hat sich mit dem Löwenzauber beschäftigt. Er konnte heilen, denn der Eremit im Busch hatte ihn in die besonderen Geheimnisse eingeweiht.«

»Ist es Dr. Lataresse?« fragte Suko.

»Ja!« Der schwärmerische Glanz blieb in ihren Augen. »Es ist der Doktor. Man hat ihn verkannt. Er bringt die Botschaft Afrikas nach London, seine Mystik, seine Magie. Die gesamte Kraft, die in diesem Land steckt und sich durch die Magie der Löwen ausbreitet. Alles ist so wunderbar gewesen. Wer es einmal erlebt hat, der kann es nicht vergessen. Der Löwe ist der König der Wüste. Wir alle, die wir mit dem Zauber in Berührung gekommen sind, werden zu Königen werden. So sagt es die alte Mystik.«

»Und du bist eine Königin?«

»Ich habe die Weihe bekommen. Man konnte mir nichts anhaben. Sie haben auf mich geschossen. Aber was sind Kugeln gegen die Kraft der afrikanischen Löwenmagie? Nichts. Sie sind läppisch. Ich habe es ihnen gezeigt – allen zeigte ich es. Daniel hätte mitmachen sollen, aber er wehrte sich dagegen. Er verließ sich auf die Schulmedizin, dachte daran, daß alles nur Quatsch war und zwang mich, wieder mit ihm nach England zu gehen. Doch er unterschätzte den Einfluß der Löwenmagie gewaltig. Wer sie einmal kennen- und liebengelernt hat, wird nicht mehr von ihr loskommen. Auch ich halte zu ihr.«

Es war eine lange Rede gewesen, und Ab Duncan schaute Suko fragend an. »Verstehen Sie das, Inspektor?«

»Im Prinzip schon.«

»Dann wissen Sie auch, was sie mit ihr machen werden – oder? Wie kann sie einen Sturz aus dieser Höhe überlebt haben, das will ich Sie fragen. Wie ist so etwas möglich?«

»Hat Lorna Ihnen nicht eine indirekte Antwort gegeben, Ab?«

Der Anwalt war erregt. »Das glaube ich nicht. Man kann doch nicht alles mit dieser afrikanischen Magie erklären.«

»In diesem Fall schon.«

Lorna hatte den Dialog mit angehört. Auf dem Boden liegend, begann sie zu lachen. »Ich bin so nicht zu töten, aber ihr habt mich angeschlagen, das gebe ich zu.«

»Inwiefern?«

»Komm her, Versager. Komm zu mir und hebe mich hoch. Nimm mich auf deine Arme!«

Ab begriff nicht, was das sollte. Er schaute Suko an und hob nur die Schultern.

Der Inspektor nickte. »Ich kann mir denken, was Sie damit gemeint hat. Wahrscheinlich ist es ihr nicht möglich, sich aus eigener Kraft zu erheben.«

Lorna lachte. »So ist es. Zwar kannst du mich nicht so leicht töten, aber du hast mich verwundet, verletzt. Es ist mir nicht mehr möglich, mich aus eigener Kraft zu bewegen. Deshalb, so sage ich euch, seid ihr mir etwas schuldig.«

Diesmal mußte Suko lachen. »Sind wir dir wirklich etwas schuldig? Einer Person, die unseren Tod wollte und uns…«

»Ja, das seid ihr.«

»Was, bitte?«

»Ihr könnt mich wegschaffen. Hebt mich hoch und schafft mich von hier weg.«

»Sollen wir Sie begraben?« fragte Ab keuchend.

»Nein, ich will dorthin, wo ich mich geborgen fühle. Da gibt es nur einen Platz auf der Welt. Ich will zu ihm.«

Suko hatte schon längst begriffen, worauf die Löwenfrau hinauswollte. »Also zu Dr. Lataresse?«

»So ist es.«

Ab Duncan schlug sich gegen die Stirn. »Ich glaube ich spinne. Das wäre ja noch schöner. Erst wollen Sie uns umbringen, und jetzt verlangen Sie von uns…«

»Lassen Sie es, Ab!« Suko sprach dagegen. »Der Plan ist vielleicht gar nicht so schlecht.«

»Meinen Sie?«

»Ich jedenfalls komme da nicht mit.«

»Sie werden mich auch nicht begleiten.« Suko beugte sich vor.

»Das ist eine Sache, die nur uns beide etwas angeht, nicht wahr, meine liebe Lorna?«

Das Licht aus Sukos Lampe fiel in ihr Gesicht. Es zeichnete jede Hautfalte und Pore genau nach. Suko hatte den Eindruck bekommen, als wäre die Haut rauher geworden und auch grobporiger. Sie war längst nicht mehr so glatt wie die bei einem normalen Menschen. Etwas löwenhaftes war jedoch nicht zurückgeblieben.

»Wir verstehen uns, nicht wahr?« hauchte Lorna.

»Ja, gewissermaßen.«

Ein fragender Ausdruck trat in ihre Raubtieraugen. »Und – wirst du es machen?«

»Warum nicht?«

»Das freut mich. Ich kenne dich zwar nicht so gut, aber ich denke,

daß du sehr daran interessiert bist, den Mann kennenzulernen, der den großen Zauber beherrscht.«

»Ich freue mich auf Dr. Lataresse.«

»Er sich auch auf dich.«

Suko sagte natürlich nicht, daß außer ihm noch sein Freund und Kollege John Sinclair an diesem verzwickten Fall arbeitete. Sie hatten sich entschlossen, das Unbekannte in die Zange zu nehmen, und Suko hoffte, daß auch John weitergekommen war.

»Heb mich hoch!« Sie streckte ihm mühsam die Arme entgegen.

Als Suko sich bückte, tippte ihm Ab Duncan auf die Schulter.

»Wollen Sie das wirklich machen?«

»Natürlich.«

»Denken Sie dabei nicht an die Gefahr?«

»Doch, Ab. Nur ist eine erkannte Gefahr eine halbe Gefahr. So sagt man, und das stimmt auch.«

»Ich weiß nicht…«

»Sie bleiben jedenfalls hier.« Suko hatte so gesprochen, daß Widerspruch zwecklos war.

Der Anwalt erkannte es. Er fügte sich achselzuckend, trat zur Seite, um Suko Platz zu schaffen, und schaute ihm zu.

Bevor der Inspektor die Frau anfassen konnte, vernahm er ihre Warnung. »Sei vorsichtig, Chinese!«

»Was ist mit dir?«

»Ich habe zwar nicht sterben können, aber ich kann mich kaum bewegen. Meine Knochen, du verstehst…?«

»Gebrochen, nicht?«

»Ja.«

»Eine schlimme Strafe«, sagte Suko. »Auch für eine Mörderin. Du wirst nie mehr so werden wie früher, das steht fest.«

»Ich weiß, aber wenn ich bei ihm bin, geht es mir trotzdem gut. Ich muß seine Nähe spüren. Lataresse gibt mir alles, begreifst du das? Einfach alles.«

Suko begriff es zwar nicht, er kam seiner Aufgabe nach und hob die Frau an.

Sie lag wenig später auf seinen Armen wie eine Puppe. Die Arme konnte sie noch etwas bewegen, aber die Beine waren gebrochen.

Zudem hatte auch der Rücken etwas abbekommen, nur empfand sie keine Schmerzen, wie sie Suko erklärte.

Er schaffte sie zum Wagen. Der Inspektor hatte den Dienstrover auf dem Gehsteig abgestellt. Das Licht einer Laterne fiel auf das Autodach, wo es sich spiegelte.

Die Luft hatte an Feuchtigkeit zugenommen. Aus den Gullys stiegen Schwaden, die lautlos über die Straße trieben und auch an den Kantsteinen der Gehwege hochkrochen, um sich weiter auszubreiten.

Suko hatte Ab Duncan den Schlüssel überlassen und bat den Anwalt, den Rover zu öffnen.

Lorna fand auf dem Rücksitz ihren Platz. Noch einmal schaute sie Duncan an. »Schade«, sagte sie. »Du hättest dich auf meine Seite stellen sollen…«

»Niemals.« Der Anwalt hämmerte die Tür zu.

Suko nahm hinter dem Lenkrad Platz. Duncan hielt noch die Tür fest. »Finden Sie den Weg?«

»Lorna wird ihn mir erklären.«

»Ja, viel Glück.« Duncan trat zurück. Suko startete und rollte rasch davon.

Der Anwalt ging zurück ins Haus. Er fror plötzlich, als würde er unter einer Eisdusche stehen…

***

Wälder – dazwischen schmale Straßen, die eine wunderschöne Erholungsgegend wie Bänder durchzogen. Der gewaltige Richmond lag hinter uns, wir näherten uns bereits dem Ort Kingston upon Thames. Von dort aus mußten wir nach Osten fahren in Richtung Wimbledon.

Die Coombe Lane, die die Nummer 238 trug, war um diese Zeit so gut wie leer. Bill konnte seinem Porsche die Sporen geben und sprach während der Fahrt davon, daß er bereits für einen neuen Wagen schwärmte.

»Wieder ein Porsche?«

»Nein.« Der Reporter grinste. »Der neue BMW der 700er Reihe. Das ist ein Hammer.«

»Wer ihn sich leisten kann.«

»Ich träume davon.«

»Wie ich dich kenne, wirst du die Träume bald verwirklichen.«

Bill hob die Schultern. »Was willst du machen, John? Unser Sohn wird größer, und ein Porsche wächst eben nicht mit. Das ist ein hervorragendes Auto, aber auf dem Rücksitz ist kaum Platz.«

»Was sagt Sheila zu deinen Plänen?«

»Sie weiß davon nichts.«

Ich lachte. »Das ist gut, Bill. Sie wird dir schon einiges dazu sagen, wenn du dir wieder ein neues Auto kaufen willst.«

»Mal sehen.«

Es war gut, daß wir uns privat unterhalten hatten. So war etwas von der Spannung genommen, die uns beide festgehalten hatte.

Noch wußten wir nicht mehr als diese Adresse an der südlichen Peripherie der Millionenstadt London.

Was war diese Klinik? Eine Fluchtburg? Ein wahres Dämonennest? Eigentlich alles, wenn ich die Fakten addierte, die uns bisher bekannt

waren.

Bill fuhr jetzt langsamer. Wir waren in eine Gegend gekommen, wo wir die Coombe Lane bald in Richtung Norden verlassen mußten. Vor dem weltbekannten Tennis-Gelände mußten sie wieder abbiegen.

Als die ersten Hinweisschilder erschienen, stoppte Bill und schaltete die Innenbeleuchtung ein. »Schau doch mal auf der Karte nach.«

Sie lag ausgebreitet auf meinen Knien. Mit dem über das Papier schleifenden Finger verglich ich die gefahrene Strecke und nickte Bill zu. »Noch etwa eine Meile.«

»Ist ein Weg eingezeichnet?«

»Ja, aber…«

»Okay, das wird eine Privatstraße sein.« Der Reporter startete und gab wieder Gas.

Wir rollten dahin. Satt und breit. Der Porsche war wunderbar. Er lag auf der Straße wie ein Brett. Auch der Vergleich mit einem Raubtier aus Blech traf zu.

Wir erreichten den Weg und sahen auch das Schild. Weiß leuchtete es. Die Schrift konnte einfach nicht übersehen werden, denn sie strahlte auch in der Dunkelheit.

Bill nickte. »Dann wollen wir mal.« Er lenkte den Porsche auf den asphaltierten Privatweg, den rechts und links dichte Büsche säumten, die später verschwanden und von hohen Laubbäumen abgelöst wurden. Die Gegend bekam einen gepflegten, parkähnlichen Charakter. Wir wußten nicht, wer oder was uns erwartete. Da unsere Ankunft so spät wie möglich bemerkt werden sollte, fuhr Bill ohne Licht weiter.

Schwammige Dunkelheit, vermischt mit feuchten Dunstschleiern, schluckte uns.

Mir war das zu riskant. Ich bat meinen Freund, lieber anzuhalten.

»Tut mir leid um den Rasen!« Bill riß das kleine Lenkrad nach links und fuhr in die Lücke zwischen zwei mächtigen Bäumen. Mit ihren dicht belaubten Kronen gaben sie dem Porsche eine gute Deckung.

Gemeinsam stiegen wir aus.

Feuchte Luft drang in unsere Lungen. Der Rasen war naß und sah klebrig aus. Es hatten sich auch Nebelschleier gebildet, die ihren Weg über den Rasen fanden und so aussahen, als würden sie sich an den einzelnen Halmen festklammern.

Wir standen in einem einsamen Gelände, dennoch fühlte ich mich nicht verlassen. Irgend etwas war anders als sonst. Vielleicht lauerte eine Gefahr hinter den dicken Baumstämmen oder hatte sich in die Erde unter dem Rasen verkrochen.

Ich war vorgegangen und neben einem Buchenstamm stehengeblieben. Die Klinik, lag schräg vor mir. Ein mächtiges Gebäude und dennoch kein Klotz. Es mußte früher einmal ein

Herrenhaus gewesen sein. Ich erkannte Erker und auch kleine Türmchen an den Seiten, etwas verspielt.

Es stand in der Dunkelheit, umgeben vom Schwarz der Nacht, wobei der Nebel sich ebenfalls genähert hatte und dicht vor der Fassade als langer Watteschleier girlandenförmig vom Boden hochstieg, um sich an der Hauswand festzukrallen.

»Wirkt wie eine unheimliche Filmkulisse«, meinte Bill, der neben mir stehengeblieben war.

»Ja, möglich.« Ich streckte meinen Arm aus. Ein kaum sichtbares Spinnennetz strich über meine Hand. »Schau dir das eine Fenster dort oben an. Es ist erleuchtet.«

Ich hätte es auch mit einem runden, gelben Auge vergleichen können. So ähnlich war es in der Hauswand zu sehen, und es wirkte dabei wie ein Ausschnitt.

Ansonsten lag die Klinik in völliger Dunkelheit. Es brannte nicht einmal eine Außenleuchte. Wir entdeckten auch keine abgestellten Fahrzeuge vor dem Haus.

Raubtiere waren ebenfalls nicht zu sehen. Vielleicht hielten sie sich auch versteckt.

Oder war es tatsächlich nur ein Löwe?

»Wir sollten gehen«, sagte Bill. Seine Stimme zitterte ein wenig.

Auch er war nervös. Die Vorstellung, möglicherweise mit einem Löwen kämpfen zu müssen, paßte uns beiden nicht.

Ich setzte mich in Bewegung und blieb auf dem Rasen. Gleichzeitig auch im Schutz der Bäume.

Das Haus schien auf uns zuzukommen. Es bewegte sich, es wollte uns begrüßen, auffordern, doch hineinzukommen, dabei waren es nur die wallenden Nebelschleier, die uns diesen optischen Streich spielten.

Nichts unterbrach die Stille. Selbst unsere schleifenden Schrittgeräusche empfanden wir als störend. Der sorgfältig gestutzte Rasen litt unter unseren Sohlen. Die Halme knickten weg, aber sie dämpften dabei jeden Laut.

Vor dem Haus sah die breite Auffahrt wie eine helle Insel aus.

Man hatte sie mit feinem Kies bestreut, der einen feuchten Glanz bekommen hatte.

Spiegelähnlich kam er uns vor, ein Mosaik, das Verborgenes behielt und nichts preisgeben wollte.

Die große Treppe wurde umweht von blassen Dunststreifen. Sie wallten, sie drehten sich, und sie rollten auch mit der ihr typischen Lautlosigkeit der breiten Eingangstür entgegen, die schon den Namen Portal verdient hatte.

Auf dem Weg zum Haus hatte ich versucht, die zahlreichen Fenster unter Sichtkontrolle zu halten. Es war mir nicht sehr gut gelungen. Bestimmt war unsere Ankunft bemerkt worden. Nur zeigte sich

niemand.

Bills wispernde Stimme vernahm ich dicht neben meinem rechten Ohr. »Ich frage mich nur, John, wo die Patienten untergebracht sind?«

»Räume sind doch vorhanden.«

»Auch belegt?«

»Zumindest von fünf Frauen.«

»Das werden die einzigen sein.«

»Möglich.«

Bisher hatten wir uns noch nicht getraut, die Tür zu öffnen. Normalerweise hätte sie verschlossen sein müssen, hier war es nicht der Fall. Sie stand zwar nicht einladend offen, man hatte sie auch nicht abgeschlossen.

Die Tür mußte von einem modernen Künstler geschaffen worden sein. Sie war hell, fast weiß gebeizt worden und sah aus, als hätte man kleine Fenster über-, neben- und aufeinander gelegt. Fenster ohne Scheiben, hindurchsehen konnten wir nicht.

Die Klinke bestand aus Kunststoff. Ich drückte sie nach unten und stieß die Tür langsam auf. Gleichzeitig zückte ich meine Beretta.

Bill und ich betraten die Klinik mit vorsichtig gesetzten Schritten.

Begleitet wurden wir dabei von den dünnen Dunstfetzen, die als lange Fahnen in die große Diele wehten, wo ebenfalls keine einzige Lampe brannte.

Die Dunkelheit schützte uns zwar, sie gab allerdings auch unseren Gegnern genügend Deckung. Das gefiel mir nicht. Ich huschte nach rechts, unter mir bewegte sich das Holz eines dünnen Parkettbodens, das Gefühl hatte ich jedenfalls, dann schaltete ich meine Leuchte ein.

Der helle Lampenstrahl glitt nicht mehr weit über den Boden, denn ein breiter Teppich nahm den größten Teil der Diele ein. Eine wunderschöne hellblaue Farbe besaß er. In seiner Mitte zeigte er das Bild eines senffarbenen, kunstvoll geknüpften Löwenschädels.

Hier waren wir richtig.

Bill stand links von der Tür. Auch er hatte eine Lampe mitgenommen. Nun glitten die beiden Strahlen durch die Halle und vertrieben dabei die Finsternis.

Altes Mobiliar, das kostbar aussah. Imponierend war der Sessel nahe der Treppe. Man hatte das Gestell aus wertvollem Holz gefertigt. Die Enden der Armlehnen zeigten zwei Löwenköpfe.

Ich hatte an den Wänden Bilder erwartet, wurde jedoch enttäuscht. Die Gegenstände, die wir sahen, stammten samt und sonders aus dem schwarzen Erdteil und mußten einen mystischen Ursprung besitzen.

Masken, kleine Teppiche mit dämonischen Motiven, auch originelle Waffen wie Speere, Bögen und Lanzen.

Wenn das Licht der Lampen über die meist dunklen Masken glitt und sie in ein Wechselspiel aus Licht und Schatten tauchte, so bekamen

wir den Eindruck, als würden sie sich verändern. Sie wirkten nicht mehr so steif, einfach anders, als hätte man ihnen Leben eingehaucht.

»Der stimmt seine Patienten direkt hinter der Eingangstür ein«, sagte Bill und ging weiter vor. Er leuchtete die breite Treppe an.

Noch einmal huschte die Helligkeit über den Sessel und erfaßte auch einen alten Schreibtisch aus Mahagoniholz. Auf der Platte stand ein schneeweißes Telefon.

Zwei Stühle mit gepolsterten Rücken und hohen Lehnen standen ebenfalls in der Nähe.

»Was sagst du?« frage Bill. Er war an der Treppe stehengeblieben.

»Sieht leer aus und trotzdem nicht unbewohnt.«

»Genau.« Der Lichtschein wanderte über die Stufen, bis hoch zum ersten Absatz.

In der Mitte der Treppe lag ein Teppich. In Wellen führte er hoch und auch wieder hinunter.

Ich drehte mich inzwischen zu den Fenstern hin. Sie waren hoch und breit, aber sie reichten nicht bis zum Boden. Jedes Fenster wurde von zwei langen Stores eingerahmt. Die dicken Kordeln hatten die Farben von Henkerschlingen.

Ich wollte mich schon wegdrehen, als mir draußen etwas auffiel.

Zunächst glaubte ich an eine Täuschung, die mir die Nebelschleier vorgaukelten, aber dieser Schatten war dunkler als der graue Nebel und ungefähr menschengroß.

Dort stand jemand.

Ich zog mich zurück, so daß ich schräg durch die Scheibe peilen konnte. Plötzlich hatte sich die Spannung verdichtet. Die Person vor dem Haus blieb nicht allein.

Aus ihrer Deckung erschienen weitere Gestalten. Sie hatten hinter den Bäumen gelauert und waren von uns bei der Ankunft nicht gesehen worden.

Fünf Personen – fünf Frauen!

Die Dienerinnen des Löwen.

Ich wollte mich umdrehen und Bill Bescheid geben, als ich seine zischende Stimme hörte.

»John, dreh dich!«

Ich tat es.

Bill leuchtete noch immer die Treppe hoch. Hinter der letzten Stufe, wo der Absatz begann und der Lampenkegel einen Kreis bildete, stand eine Gestalt.

Es war Dr. Lataresse!

***

Für Bill und mich gab es keinen Zweifel, daß es sich bei diesem Mann nur um den Leiter der Klinik handeln konnte. Er hatte etwas

von einem General an sich, etwas Befehlsgewohntes, auch wenn er genau das Gegenteil von einem Militaristen war.

So wie er sah kein Offizier aus!

War er Mensch, war er Tier?

Wahrscheinlich beides, denn statt des normalen Kopfes hatte er einen mächtigen Löwenschädel. Er trug einen langen Umhang aus Seide, der ihm bis zu den Knöcheln reichte.

Von seinen Armen, Händen oder Beinen war nichts zu sehen, nur eben dieser gewaltige Löwenschädel mit der großen Mähne, die ihn umspielte. Der Schädel konnte echt sein, mußte aber nicht. Ich jedenfalls stellte mich darauf ein, daß es sich bei ihm um einen echten Kopf handelte, denn Lataresse beherrschte nicht umsonst die afrikanische Löwenmagie.

Bill war vor der untersten Stufe stehengeblieben. Jetzt drehte er den Kopf und schaute zu mir rüber. Wahrscheinlich erwartete er eine Frage oder eine Erklärung. Ich aber ging vom Thema ab und kam auf das zu sprechen, was ich draußen gesehen hatte.

»Sind die tatsächlich da?« fragte Bill.

»Ja, sie haben uns beobachtet.«

»Und jetzt?«

»Werden sie euch nicht mehr lebend aus dem Haus lassen!« Dieser Satz war aus dem Löwenmaul gedrungen, mit einer menschlich klingenden Stimme hatte uns die Mutation geantwortet, wobei die Worte noch von einem leichten Grollen begleitet wurden.

»Das werden wir sehen!« antwortete Bill frech.

Lataresse ging darauf nicht ein. »Wo habt ihr sie?« Er hatte mich dabei mit seinen kalten Raubtieraugen angeschaut.

»Von wem sprechen Sie, Mr. Lataresse?« Ich hatte bewußt seinen Namen ausgesprochen und erntete auch keinen Widerspruch.

»Ich meine Lorna!«

»Sie ist nicht bei uns.«

»Wo steckt sie?«

»Das wissen wir nicht!«

Die nächsten Sekunden verrannen schweigend. Ich konzentrierte mich auf Außengeräusche. Da ich die Tür nicht völlig geschlossen hatte, hörte ich auch die Schritte der fünf Frauen.

Sie näherten sich dem Haus. Ihre Sohlen knirschten und schleiften über den dünnen Kiesbelag.

Wir hatten schon oft Dämonen oder Dämonenfürsten gegenübergestanden und kannten auch deren Reaktionen. Wie aber Lataresse reagierte, das war schon mehr als ungewöhnlich. Er drehte Bill und mir plötzlich den Rücken zu und ging davon.

Einfach so.

Bevor Bill sich von der Überraschung erholt hatte, war der

Löwenmensch dann bereits verschwunden.
Bill wollte ihm nachlaufen, auf der zweiten Stufe aber stoppte ihn mein Ruf. »Nein, Bill, nicht! Erst die anderen!«
Er wirbelte herum.
Ich lief zur Tür, erreichte sie aber nicht, da die ersten beiden Frauen bereits die Halle betraten. Sie nahmen Bills und auch meine Aufmerksamkeit voll und ganz in Anspruch.
Was hinter uns geschah, konnten wir nicht sehen. Wir hörten nur das platzende Geräusch, als etwas auf den Boden gefallen war, das auseinanderflog.
Es war auf dem Parkett gelandet und hatte dem Druck nicht widerstehen können.
Eine Glasampulle.
»Verdammt, das ist…!« Bill konnte nicht mehr weitersprechen. Er gurgelte nur noch. Ich sah, wie er sich an den Hals faßte und rückwärts wankte.
Auch mich erwischte es. Plötzlich konnte ich keine Luft mehr bekommen. Die Frauen verschwammen vor meinen Augen. Ihre Körper wurden immer breiter, bis sie ineinanderflossen.
Dann waren nur mehr die Schatten vorhanden, die mich mit ihrer tiefen Dunkelheit zudeckten, als ich wie ein Brett auf den zum Glück weichen Teppich schlug.
Dr. Lataresse hatte uns letztendlich doch noch reingelegt!

***

Mein Erwachen war mit einer widerlichen Übelkeit verbunden.
Auch Bill Conolly war nicht mehr bewußtlos. Ich hörte ihn keuchen und würgen.
Dann kam es auch mir hoch. Nur mit Mühe konnte ich mich beherrschen, rollte mich auf den Rücken, blieb flach liegen und versuchte möglichst gleichmäßig zu atmen.
Es ging mir zwar nicht viel besser, aber ich konnte es einigermaßen aushalten.
Dieses verfluchte Gas hatte uns regelrecht von den Beinen gehauen. Um welchen Stoff es sich dabei gehandelt hatte, wußte ich nicht.
Jedenfalls war es ein Zeug gewesen, das schnell wirkte und auch seine Nachwirkungen besaß.
Momentan beschäftigte ich mich nur mit mir selbst. Es spielte für mich auch keine Rolle, wo man mich hingeschafft hatte, ich wollte still liegen und so lange abwarten, bis es mir besser ging.
Das klappte ziemlich schnell.
Zwar blieb noch der dumpfe Druck im Schädel, aber vom Magen her ging es mir besser. Ich hatte nicht mehr das Gefühl, mich bei jedem Atemzug übergeben zu müssen. Ich fing an, meine Umgebung zu

erkunden.

Man hatte mich und Bill wahrscheinlich auch irgendwo hingeworfen. Unter mir ertastete ich eine harte Fläche. Wenn ich richtig gefühlt hatte, handelte es sich um Holzbohlen, von denen ein ungewöhnlich scharfer Geruch ausging.

Er war zudem auch fremd, ich mochte ihn nicht, dennoch konzentrierte ich mich auf ihn.

Die Lösung fand ich schnell.

Das war Raubtiergeruch!

Mein Gehirn war nicht in Mitleidenschaft gezogen worden. Es gelang mir deshalb auch, Überlegungen anzustellen. Die Bohlen unter mir, dann der Geruch, das ließ eigentlich nur auf eine Lösung schließen. Man hatte uns in einen Raubtierkäfig gesperrt oder in ein Verlies, das von Löwen bewohnt gewesen war.

Und es gab kein Licht. Wir lagen in völliger Dunkelheit, ich war nicht gefesselt worden und konnte mich demnach bewegen. Mit etwas Schwung rollte ich mich auf die rechte Seite, streckte den Arm aus, krümmte die Hände und stach die Finger gegen etwas Weiches, das sich anfühlte wie menschliche Haut.

Sofort kam der Protest. »Willst du mich streicheln oder mir die Augen ausstechen?«

»Bill.« Ich zog die Hand wieder zurück.

»Wer sonst?«

»Und?«

»Leider habe ich keine Röntgenaugen. Ich weiß nicht, wo wir stecken, verdammt. Ist dir auch so übel?«

»Es war mir.«

»Ich mußte brechen, sorry.«

»Schon gut.« Ich hatte während des Gesprächs die Beine angezogen und war dann auf die Knie runtergegangen. Sehr vorsichtig rutschte ich weiter, meine Hände dabei tastend ausgestreckt.

Sie fanden ein Ziel!

Es war kühl, bestand aus Metall und konnte bequem von meinen Fäusten umklammert werden.

Eisenstangen!

So etwas gehört zu einem Käfig. Jetzt wußte ich endgültig Bescheid, wo wir uns befanden. Ich informierte Bill, der nur ein bitteres Lachen abgab.

»Da sind wir ja richtig.«

»Kannst du auch brüllen wie ein Löwe?«

»Spaßvogel.«

Ich zog mich auf die Füße und hatte das Gefühl, als würde der Käfig anfangen zu schwanken.

»He, was machst du? Schaukeln?«

»So ähnlich.«
»Das Ding schwankt ja.«
»Dann habe ich mich nicht getäuscht.«
»Meine ich auch.«
Ich überlegte. Wenn dieser Käfig schwankte, gab es eigentlich nur eine Möglichkeit. Man hatte uns in ein Gefängnis gesteckt, das irgendwo hing. Wie ein Sittich, ein Papagei oder Beo, die auch in großen, oft von der Decke herabhängenden Käfigen gehalten wurden.
So eine verdammte Schande!
»Weißt du Bescheid?« fragte Bill.
»Kannst du flattern und pfeifen wie ein Vogel?«
Mein Freund überlegte. »Sag bloß, wir stecken in einem Käfig, Alter?«
»Ja, und der hängt wahrscheinlich von der Decke.«
»Ach du Schande.« Bill nahm es mit Humor und sagte: »Dabei war ich immer gut zu Vögeln.«
»Ja, und das in deinem Alter.«
Bill bewegte sich, als er auf mich zukam. Der Käfig schwankte gleich mit. Ich warnte ihn. »Gib acht, sonst landen wir noch unten. Kein Mensch kennt die Tiefe.«
»Ich kann ja mal runterspucken!«
Der Humor verging uns, denn die Dunkelheit wich, weil sie vom hellen Licht vertrieben wurde. Gleich mehrere Lampen leuchteten den Raum aus, in dem wir uns befanden.
Die Lampen waren gut verteilt worden. Sie hingen an den vier Ecken unter der Decke. Ihr Schein traf sich genau in der Mitte, wo auch unser Gefängnis hing.
Es war tatsächlich ein Käfig. Es hing an der Decke und schwebte mindestens zwei Körperlängen über dem Steinboden eines Kellergewölbes.
Wir sahen vor uns die schwarzen Gitterstäbe. Sie kamen mir vor wie gefrorene schwarze Mambas.
»Ich hasse Käfige«, sagte Bill. »Einmal hat man mich darin zu lange eingesperrt.«
Er spielte damit auf einen Fall an, der schon einige Jahre zurücklag und ein schrecklicher Alptraum gewesen war.[1]
Das Licht war von außen eingeschaltet worden. So sehr wir das Verlies auch durchsuchten, einen Menschen entdecken wir nicht.
Dafür hing an der Wand gegenüber ein großes Bild.
Es zeigte eine nackte Frau. Ihre Haare waren eine wilde, rote Mähne, die Haut schimmerte weiß. Die schweren Brüste paßten auch zu den muskulösen Armen und Beinen.
Wie hingegossen lag diese Person auf dem Körper eines Löwen, während im Hintergrund ein Baum seine kahlen Äste halbkreisförmig

in den Himmel reckte.

Mich interessierte das Gesicht. Ich hatte von der Person Bilder gesehen. Es waren die Aufnahmen einer Mörderin gewesen. Die Person auf dem Löwenkörper war keine Geringere als Lorna Delaney, nach der uns Dr. Lataresse gefragt hatte.

»Kennst du die Dame?« fragte Bill.

»Nur vom Bild.«

»Das reicht auch.«

Wir standen nebeneinander. Das Bild der rothaarigen Schönheit war von uns lange genug betrachtet worden. Meine Blicke galten jetzt der Eingangstür.

Es war damit zu rechnen, daß man uns nicht mehr lange allein lassen würde. Die hatten uns sicherlich nicht in den Käfig gesteckt, um uns langsam verhungern zu lassen.

Die Tür bestand aus Holz. Sie hob sich in ihrer Farbe kaum von dem düsteren Mauerwerk ab. Die dicken Steine dämpften die Geräusche, dennoch senkte Bill seine Stimme zu einem Flüstern, als er die nächste Frage stellte. »Wer weiß eigentlich, daß wir hierher gefahren sind?«

»Niemand.«

»Du bist dir sicher?«

»Klar.«

»Dann wird uns auch kaum jemand hier herausholen.«

»Das stimmt.« Ich hatte nach meiner Beretta getastet und festgestellt, daß sie verschwunden war.

Bill lachte leise. »Gib dir keine Mühe, Alter, mir haben sie die Kanone auch weggenommen.«

Ich hob die Schultern. »Hast du schon mal mit bloßen Händen gegen einen Löwen gekämpft?«

»Nein, aber mach es wie Tarzan. Der nahm auch immer seinen Dolch.«

»Wenn ich meinen mal hätte.«

Ein Quietschen unterbrach unser Gespräch. Es war entstanden, weil jemand von außen her die Tür aufdrückte. Die häßlichen Laute entstanden an den Angeln, die unbedingt einmal hätten geölt werden müssen. Uns störte es, die Ankömmlinge weniger.

Dr. Lataresse hatte seine fünf Frauen vorgeschickt. Sie betraten den Kellerraum wie die Mitglieder einer Prozession. Ihre Haltung konnte man als ehrfürchtig bezeichnen. Auch jetzt trugen sie ihre langen senffarbenen Kutten, aber sie hatten sich bewaffnet, denn sie hielten lange Stangen in den Händen, an deren Spitzen sich Haken befanden, die wie gekrümmte Metallfinger aussahen.

Sie blieben nicht hintereinander stehen. Mit kaum hörbaren Schritten brachten sie Distanz zwischen sich und bauten sich im Halbkreis vor unserem Käfig auf.

Dort blieben sie zunächst einmal stehen.
Keiner von ihnen sprach. Die Tür blieb weiterhin offen für ihren Meister. Noch aber wehte nur dumpfe Kellerluft aus dem Gang in unser Verlies.
Dann kam er!
Diesmal nicht als Mutation, sondern als Mensch. Zum erstenmal sahen wir den Mann, der die Klinik leitete und Dr. Lataresse hieß, so, wie er sich wohl auch tagsüber zeigte.
Er war schon eine imponierende Erscheinung selbst in diesem Kunstlicht konnten wir dies erkennen.
Christopher Lee hatte damals den Dracula hervorragend gespielt.
Seine Auftritte gehörten schon zur Filmgeschichte. Ähnlich wie er betrat auch Dr. Lataresse das große Kellerverlies.
Er trug seinen grünschwarzen Mantel mit der ihm eigenen Lässigkeit. Seine Haare besaßen eine schlohweiße Farbe. Es war gescheitelt und bildete stufenweise Locken, die erst nahe der Ohren ausliefen.
Das Gesicht war nicht hager, eher voll, als hätte er die Wangen leicht aufgeblasen. Dabei sah die Haut nicht nur glatt, auch glänzend aus. Sie hätte auch mit Schweiß oder Öl eingerieben sein können. Die Nase war für einen Mann zu klein, der Mund dafür breit. Er hatte etwas kasperhaftes an sich, aber das täuschte, wer in die Augen dieses Mannes schaute und darin den eiskalten und erbarmungslosen Raubtierblick erkannte.
Dieser Mann verstand keinen Spaß. Er war der Meister, der King, er ließ sich auch dementsprechend feiern.
Die Frauen waren zur Seite getreten und hatten ihrem Meister so genügend Platz geschaffen.
Er stoppte seine gravitätisch anmutenden Schritte und blieb so stehen, daß er nur durch ein leichtes Zurücklegen des Kopfes in den Käfig mit den beiden Gefangenen schauen konnte.
Wir erwiderten seinen Blick.
Vier Hände umklammerten die Käfigstangen. »Der versteht keinen Spaß«, raunte Bill mir zu. »Was denkst du?«
»Daß er uns fertigmachen will.«
»Hast du denn dein Kreuz?«
»Sicher.«
»Dann…«
»Nicht dann, mein lieber Bill. Gegen eine afrikanische Magie komme ich damit nicht an.«
»Wenn du es aktivierst, entsteht trotzdem ein Gegenpol und…«
»Ich will nicht, daß ihr flüstert!« Lataresse hatte uns angesprochen.
Seine Stimme so wie bei unserer ersten Begegnung, als er sich auf der Treppe aufgehalten hatte.
»Haben Sie Furcht, daß Sie etwas versäumen könnten?« fragte Bill.

»Nein, aber hier geht es um andere Dinge. Sie haben das Bild sicherlich gesehen.«

»Ja.«

»Es ist Lorna. Ich will sie.«

»Und wir haben Sie nicht, Meister!« Bill rief ihm den Satz laut ins Gesicht.

Lataresse ballte die Hände. Für mich war es ein Zeichen von Zorn oder Wut. Ich wollte ihn nicht noch weiter reizen. Unüberlegte Reaktionen konnten sich für uns zu einer großen Gefahr verdichten.

»Weshalb ist Ihnen die Frau so wichtig?« fragte ich ihn.

Er zögerte mit der Antwort, schaute mich von oben bis unten an, als überlegte er, ob ich auch würdig genug war, seine Erklärung zu bekommen. »Sie hat zu mir gehalten. Sie hat ihren Mann getötet, auch für mich, und mir damit bewiesen, daß sie voll und ganz auf meiner Seite steht. Sie ist damals die einzige Weiße in Kenia gewesen, die mich richtig verstanden hat.«

»Kennt Sie den Zauber?«

»Ja, Sinclair. Ich werde versuchen, Ihnen gewisse Dinge zu erklären, obwohl Sie meine Feinde sind.«

»Wir sind stets die Feinde von Mördern.«

Lataresse warf Bill einen kalten Blick zu. »Sie sind dumm. Wie können Sie mich als einen Mörder bezeichnen?«

»Haben Sie nicht Rose Wayne umgebracht?«

»Das mußte sein. Es war ein Opfer für die Sache. Ein Mord ist etwas anderes.«

»Für Sie vielleicht. Aber für uns…«

»Sei ruhig, Bill.« Ich wollte mit Lataresse reden. »Erklären Sie uns, was Sie antreibt. Was hat Sie geleitet? Welche Stimmung steckt dahinter, welche Kraft?«

Er überlegte einen Augenblick. »Stimmung? Kraft?« wiederholte er und lachte auf. »Ja, so etwas gibt es. Es ist die Glut des Schwarzen Kontinents und die mystische Kraft des Löwen, die ich erfahren habe. Aber das werden Sie wohl kaum begreifen, Sinclair.«

»Als Weißer?«

»Ja, als Weißer«, bestätigte er mir. »Das Verhältnis zwischen Schwarz und Weiß besteht nicht nur aus Vorurteilen und Ressentiments. [2] Ich hatte das Glück, bei einem Stamm im Busch sein zu dürfen. Der Medizinmann hat mir vertraut. Er war ein ganz besonderer Mensch, ausgestattet mit einem immensen Wissen. Er hat mir vertraut, er hat mich eingeweiht, und nicht nur in die Heilkünste.«

»Worin noch?«

Dr. Lataresse bewegte sich. Er schritt auf den Käfig zu, dann wieder zurück, wobei er mit den Händen Figuren in die Luft malte.

»Er wußte von den magischen Kräften, die im Tiefen verborgen

liegen. Er holte sie hervor, er bewies mir, daß es sie gibt. Er vertraute der Kraft des Löwen, und ich vertraute ihm.«

»Haben Sie experimentiert?«

»Selbstverständlich. Wir führten die magischen Versuche durch. Es war einfach wunderbar, kann ich Ihnen sagen. Die magische Welt des Löwen ist phänomenal. Man muß in sie hineintauchen, man muß meditieren, mit ihr reden, sich mit ihr beschäftigen, ja, man muß sein Ich einfach aufgeben und sich dem anderen überlassen. Schon die alten Ägypter wußten über die Macht des Löwen Bescheid. Dieses Wissen ist nicht verflossen, es war nur verschüttet. Und doch gibt es Orte und Stellen in diesem weiten Land, das Afrika heißt, wo es wieder an die Oberfläche getragen wurde. Ich habe einen solchen Platz entdeckt und lange mit meinem Freund, dem Medizinmann zusammen gesessen.«

»Wenn es Ihnen dort so gut gefallen hat, weshalb sind Sie nicht in Afrika geblieben?«

Er schaute zu mir hoch. »Das wäre ich gern«, gab er zu. »Aber es gibt Dinge, die einfach endgültig sind.«

»Was denn?«

»Der Tod ist endgültig, Sinclair, der Tod. Mein Mentor starb, so einfach ist das. Ich habe lange überlegt, ob ich trotzdem bei meinen schwarzen Freunden bleiben soll. Sie hätten nichts dagegen gehabt, ich aber dachte anders darüber. Ich wollte der Welt beweisen, daß ich wer bin. Deshalb ging ich zurück in meine Welt, in die Welt der Weißen, wo andere Dinge ihren Wert hatten. Ich wollte die Weißen davon überzeugen, daß sie so nicht weiterleben konnten. Gleichzeitig wollte ich heilen und ihnen den Beweis liefern, daß die Kenntnisse, die ich erfahren hatte, viel gewaltiger waren…«

»Man nahm Sie nicht an!«

Er stampfte mit dem rechten Fuß auf. »Nein, Sinclair, nein. Man nahm mich nicht an. Es war furchtbar, es war schlimm. Die Überheblichkeit der weißen Rasse war nicht nur noch vorhanden, sie hatte auch zugenommen. Die Weißen waren schlimmer geworden, viel schlimmer. Ich ging in ein Krankenhaus, ich war ja Arzt, aber von meinen Methoden wollte niemand etwas wissen. Dschungel-Zauber nannten sie es. Das schmerzte mich, und ich beschloß, diejenigen, die mich am stärksten angriffen, zu bestrafen. Unter anderem war es ein Mann namens Daniel Delaney, der ebenfalls in diesem Hospital in Kenia arbeitete.«

»Und Lorna?« fragte ich.

Er senkte den Kopf. »Ihretwegen brachte ich Daniel nicht um. Ich kam in das Hospital, wir beide sahen uns, wir starrten uns an, wir sprachen zunächst kaum miteinander, aber uns wurde beiden klar, daß es zwischen uns funkte. Es gab eine Verbindung. Sie verstand

mich auch ohne Worte. Erst Tage später pirschte ich mich an sie heran, lernte ich sie näher kennen und erfuhr von ihr, daß sie sich für gewisse Dinge interessierte, auch wenn sie etwas außerhalb der Norm lagen.«

»Ihre Kunst?«

»So ist es. Ich weihte sie ein. Lorna war fasziniert. Wenn ich redete, hing sie mit ihren Augen an meinen Lippen. Jedes einzelne Wort war der reinste Balsam für sie. Später gestand sie mir, daß sie mich liebte. Ich freute mich darüber, denn ich empfand auch viel für sie. Sie ging sogar so weit, daß sie mich bat, mit ihr die Experimente durchzuführen. Wir gingen in den Busch. In einer finsteren Nacht ist es dann geschehen. Durch das Wissen des Medizinmannes gelang es mir, sie zur Löwenfrau zu machen. Lorna ist auch meine treueste Helferin.«

»Wie reagierte ihr Mann?«

»Überhaupt nicht. Zunächst merkte er nichts. Aber Lorna konnte sich nicht für immer verstellen. Schon bald war klar, daß etwas mit ihr geschehen war. Er stellte sie zur Rede. Sie sagte Dan nicht alles. Was sie ihm jedoch berichtete, reichte ihm. Er wollte nicht länger in Kenia bleiben. London lockte ihn, die Heimat.«

»Und Lorna?«

»Wollte nicht mit. Sie besprach sich mit mir. Ich konnte sie davon überzeugen, daß es besser war, wenn sie an der Seite ihres Mannes blieb, wenigstens für eine Weile. Sie bat mich inständig, ebenfalls Kenia zu verlassen. Ich dachte darüber nach und kam zu dem Entschluß, es zu tun.«

»Wollten Sie von Beginn an hier weitermachen?«

»Sicher. Das war mit Lorna abgesprochen. Wir beide hatten vor, die Magie des Schwarzen Kontinents auch nach Europa zu transportieren. Das ist uns gelungen.«

»In der Tat«, sagte ich. »Sogar mit einem Mord.«

»Lorna hat versucht, ihren Mann auf unsere Seite zu ziehen. Er sträubte sich immer stärker. Da er aber eingeweiht war, blieb uns nichts anderes übrig, als ihn aus dem Weg zu räumen. Ich hatte es tun wollen, doch Lorna war dagegen gewesen. So übernahm sie diese Aufgabe. Sie hätte es nicht zu machen brauchen, doch sie war von ihrem Mann einfach zu sehr enttäuscht worden. Ich habe noch nie einen Menschen kennengelernt, der so treu ergeben ist wie Lorna.«

Das glaubte ich ihm aufs Wort. »Wie ist es mit diesen Frauen hier?«

»Auch sie sind auf dem Weg. Ich habe die Klinik hier errichten können. Im Augenblick schlafen meine Patienten. Es sind nicht viele. Meist Menschen, denen die Schulmedizin nicht weitergeholfen hat und die sich auf meine Behandlungsmethoden eingeschworen haben. Ich habe dabei große Erfolge errungen, das einmal vorweggenommen.

Lorna und ich suchten das Personal sehr sorgfältig aus. Wir konnten nur Menschen einstellen, die auch hinter der Sache standen. Diejenigen Frauen, die ich mitgebracht habe, sind gewillt, den gleichen Weg zu gehen, wie Lorna ihn gegangen ist. Auch sie werden sehr bald die Verwandlung in das Tier erleben und sich mit ihrer Doppelexistenz abfinden müssen.« Er räusperte sich. »Ich will noch einmal auf Lorna zurückkommen. Euch habe ich erklärt, was sie mir bedeutet. Deshalb will ich von euch wissen, wo sie sich befindet.«

»Wir wissen es nicht!« rief Bill.

»Ich glaube euch nicht!«

»Das ist mir egal, Lataresse«, erklärte ich. »Sie können meinetwegen glauben, was Sie wollen, nur müssen Sie sich damit abfinden, daß es den Tatsachen entspricht. Lorna Delaney ist uns persönlich unbekannt. Wir kennen sie nur als Mörderin. Wir haben ansonsten nie mit ihr zu tun gehabt. Klar?«

»Ja, das ist klar. Aber es ist auch euer Pech. Ich will die Frau haben, ich brauche sie.« Er schaute auf das Bild. »Seht sie euch dort an. Ist sie nicht prächtig?«

»Die Geschmäcker sind verschieden«, meinte Bill locker.

»Hören Sie auf, Sie Dummschwätzer! Was wissen Sie schon von einer Frau wie Lorna, die ihr gesamtes Leben umgestellt hat? Gut, ihr habt mir keine Antwort gegeben oder geben können. Aber das ist euer Pech. Eure Waffen besitze ich, das werdet ihr längst festgestellt haben. Ich schaute auch nach, mit wem ich es zu tun habe. Sinclair ist Polizist, das wußte ich. Sein Name ist mittlerweile zu einem Begriff geworden. Wenn ein neugieriger Reporter mit ihm stirbt, ist der dafür selbst verantwortlich. So sehe ich die Sache. Und jetzt werde ich…«

»Sie sollten es sich noch einmal überlegen, Lataresse«, sagte ich.

»Und zwar sehr gut.«

»Wieso?«

»Man weiß, wo wir sind.«

Er lachte. »Wer denn?«

»Mein Kollege Suko.«

»Und woher soll er das wissen?«

»Weil unser Einsatz abgesprochen war, Doktor. Getrennt marschieren, vereint schlagen.«

»Das Sprichwort kenne ich. Nur frage ich mich, wo er hinmarschiert ist.«

»Das will ich Ihnen sagen, Doktor. Suko hat einem gewissen Ab Duncan einen Besuch abgestattet.«

Ich hätte nicht gedacht, daß meine Antwort eine so starke Reaktion ausgelöst hätte. »Was?« schrie mich Lataresse an. »Was haben Sie gesagt, Sinclair? Wo ist er?«

»Bei Duncan.«

Der Arzt stieß die Faust in die Höhe. »Da wollte Lorna auch hin. Ja, sie wollte sich den Versager ansehen und versuchen, ihn auf unsere Seite zu ziehen.«

Ich lachte leise. »Dann wird mein Freund und Kollege ja wohl beide getroffen haben. Sie sollten bei Duncan anrufen. Vielleicht können Sie mit Lorna sprechen.«

Ich hatte den Vorschlag eigentlich nur so dahingesagt, aber Lataresse nahm ihn auf. Nach kurzem Überlegen nickte er. »Ja, das werde ich machen. Ich rufe an und werde ihm wohl schon sagen können, daß seine beiden Freunde so gut wie tot sind.« Er drehte sich herrisch zu seinen Dienerinnen um. »Ihr gebt auf die beiden acht.«

Sie nickten nur.

Lataresse verschwand mit raschen Schritten. Bill und ich schauten ihm nach.

»War das eine gute Idee von dir, John?« fragte mich mein Freund flüsternd.

»Bestimmt.«

»Und wenn er keinen Kontakt bekommt?«

»Ich weiß nicht. Aber Suko wollte sich um Lorna kümmern.«

Bill starrte mich an. »Verdammt, davon hast du mir gar nichts gesagt!«

Ich schmunzelte. »Manchmal dürfen auch Reporter nicht alles wissen, mein lieber Bill.«

»Du hast vielleicht Nerven.«

Es wurde ruhig. Auch die fünf Frauen unterhielten sich nicht miteinander. Sie standen unter uns und wirkten, da sie sich nicht bewegten, wie Figuren.

Ich schaute auf die Stangen, an denen die Widerhaken befestigt waren. Diese Dinger gefielen mir überhaupt nicht. Man konnte sie auch gut als Waffen benutzen, und wir waren in diesem verfluchten Vogelkäfig so gut wie wehrlos.

Bill bückte sich. Er untersuchte die Stellen dort, wo die Stangen in den Boden eingelassen waren. »Nichts zu machen«, flüsterte er, »die Dinger sitzen verdammt fest.«

»Das ist doch klar.«

Unser Gespräch versickerte. Ich dachte dabei an Suko und hoffte, daß er bei seinen Bemühungen Erfolg gehabt hatte. Lorna war die Trumpfkarte in diesem höllischen Spiel. Lataresse wollte sie haben, und dies unter allen Umständen. Er würde alles dafür hergeben.

Bill wurde nervös. »Du kannst sagen, was du willst, John, ich fühle mich beschissen.«

»Ich auch.«

»Klar, aber ich hasse Käfige aus Erfahrung.«

Einer Antwort wurde ich enthoben. Durch die offene Tür drang das

Geräusch von Schritten. Lataresse kehrte wieder zurück. Er betrat den Raum sehr hastig, blieb abrupt stehen und schaute zu uns hoch.

Sein Gesichtsausdruck hatte sich verändert. Er war härter geworden, aber auch Gefühle spiegelten sich darin wider. Man sah ihm an, daß er keinen Erfolg gehabt hatte.

»Haben Sie telefoniert?« fragte ich trotzdem.

»Ja, das habe ich.«

»Und?« hakte ich nach.

»Er war da!«

»Duncan?«

»Genau.« Lataresse gab ein knurrendes Geräusch von sich. »Aber meine Lorna nicht.«

»Das ist Pech. Hat er Ihnen sagen können, wo Ihr Schützling hingegangen ist?«

»Das hat er, Sinclair. Sie ist nicht freiwillig weggelaufen. Man hat sie mitgenommen.«

»Und wer?«

»Ein Chinese!«

»Das war Suko«, sagte Bill lachend.

Das Lachen störte Lataresse. »Es wird dir vergehen, Hundesohn. Es wird dir wirklich vergehen, und deinem Freund ebenfalls, das schwöre ich euch. Ich weiß nicht, wo sich Lorna befindet, aber ich nahm das Schlimmste an!« schrie er plötzlich. »Und deshalb«, jetzt senkte er seine Stimme wieder, »werde ich mich furchtbar rächen. Habt ihr gehört? Ich werde mich grausam rächen.«

»Sie sollten noch warten«, schlug ich vor.

»Neiiinnn!« Es war ein wilder Schrei, der seine Gefühle ausdrückte. »Ihr bezahlt mir für Lorna!« Mit einem heftigen Ruck schleuderte er den Umgang zur Seite, der noch einmal hochflatterte, sich ausbreitete und wie ein großer Vogel langsam zu Boden schwebte.

Zuerst dachte ich, daß Lataresse darunter nackt war. Es stimmte nicht. Er trug eine sehr dünne, eng geschnittene Hose aus fleischfarbenem Material.

»Der Löwe brüllte heute nacht! heißt es in einem Lied. Ich werde in dieser Nacht brüllen und töten...«

***

Daß er uns den Mord versprochen hatte, lag auf der Hand. Aber er wollte uns nicht als Mensch ins Jenseits schicken, sondern als Tier, als Löwe, der die mächtige Magie des Schwarzen Kontinents in sich spürte und für den es kein Hindernis gab.

Die fünf Frauen traten zur Seite. Sie wußten, daß ihr Meister Platz brauchte.

Wo er stand, fiel er auf die Knie. Er streckte dabei die Arme aus,

winkelte sie gleichzeitig an und stützte sich mit den Handflächen ab. In dieser Haltung blieb er vorerst und bewegte den Kopf, wobei er das Haar schüttelte, als wäre es schon zu einer Mähne geworden.

Aus seinem Mund drangen schwere, pfeifende Atemzüge, jedes Luftholen glich einem tiefen Stöhnen, es bereitete ihm Mühe, er schüttelte sich weiter, und wir schauten aus der Höhe zu ihm herab.

»Das Haar wächst!« hauchte Bill.

Ich nickte. »Wir werden bald einen Löwen vor uns sehen.«

»O verdammt!«

Ein gräßliches Brüllen tobte durch den Kellerraum. Wir konnten sein Gesicht nicht sehen, weil er gegen den Boden starrte, aber wir sahen, daß die feinen Haare auf seinem Körper wuchsen, welche hinzu kamen, so daß ein dichter Pelz entstand.

Ein Löwenfell!

Ich sah zu den Frauen hin. Sie standen in demütigen Haltungen und warteten ab. Auf ihren Gesichtern las ich so etwas wie Angst und auch Hoffen.

Plötzlich sprang er auf.

Es war ein Sprung, wie ihn ein Mensch kaum schaffte. Es sei denn, er war mit den Kräften eines Raubtieres ausgestattet, und die besaß Lataresse mittlerweile.

Er stand auf beiden Beinen, warf die Arme zurück und riß die gleichzeitig hoch.

Dann schrie er.

Es waren laute Schreie, halb menschlich, halb tierisch. Endlich wandte er uns auch sein Gesicht zu.

Gesicht?

Nein, das war es nicht. Das Menschliche hatte sich aus Dr. Lataresse zurückgezogen.

Ein flaches Maul, umgeben von einem dichten Fell, in das die kalten Augen eingebettet lagen. Augen, die kein Erbarmen kannten, keine Gnade. Der Blick verhieß Mord.

Auch seine Hände hatten sich verändert. Wir sahen keine Finger mehr, dafür dicke Pranken mit leicht gebogenen Krallen, die der Löwe hatte ausfahren lassen.

Löwe und Mensch!

Diese Mischung war bei Lataresse perfekt gelungen. Der Kopf hatte sich in seiner Größe mehr als verdoppelt. Im Verhältnis paßte er nicht zum Körper, es sah eigentlich lächerlich aus, aber ich hütete mich, auch nur zu grinsen. Danach war mir beileibe nicht zumute.

Was er wollte, lag auf der Hand.

Dazu allerdings mußte er uns zunächst einmal aus dem Käfig bekommen.

»Eine tolle Zielscheibe ist das«, sagte Bill. Er rieb seine

schweißfeuchten Hände am Stoff der Hosenbeine trocken.
»Du kannst ihn ja mit Murmeln beschmeißen.«
»Wenn ich die mal hätte.«
Lataresse, der Löwenmann, richtete sich zu seiner vollen Größe auf, denn er wollte uns ins Gesicht schauen.
Aus seinem Maul, das er aufgerissen hatte und in dem die Fangzähne wie kleine Messer standen, drang uns seine menschliche Stimme entgegen, unterlegt von einem leisen Knurren.
»Eure letzten Sekunden sind angebrochen«, erklärte er uns.
»Meine Helferinnen wissen, was sie zu tun haben.« Er drehte sich zu ihnen um. »Los, holt ihn raus!«
»Jetzt bin ich mal gespannt«, sagte Bill, um einen Moment später leise und bitterlich zu fluchen, weil er gesehen hatte, wie die fünf Frauen reagierten.
Sie näherten sich dem Käfig und hoben ihre Stangen an. Jetzt erkannten wir auch, wozu die Widerhaken gut waren. Nicht etwa um Raubtiere damit in Schach zu halten, nein, die besaßen einen anderen Zweck. Mit ihnen konnten sie das öffnen, was sich wahrscheinlich unter dem Boden befand. Haken oder ähnliches…
Lataresse schaute zu, und wir hörten die kratzenden Geräusche unter dem Holz.
Beide standen wir nebeneinander. Mit den Händen umklammerten wir die Gitterstäbe.
Bill fragte: »Du weißt, was sie vorhaben?«
Als Antwort kippte der Boden einfach weg!
Ich schrie unwillkürlich auf, spürte den Ruck in den Armen. Mein Körper hing durch, aber ich klammerte mich noch immer an den beiden Eisenstäben fest, ebenso wie mein Freund Bill Conolly, der den Kopf drehte und mir sein verzerrtes Gesicht zuwandte.
»John, das geht nicht lange gut.«
»Hast du so wenig Kraft?«
»Das nicht, aber ich schwitze.«
Genau das war auch mein Problem. Auf den Handflächen hatte sich ebenfalls der Schweiß abgesetzt. Um mich allerdings länger halten zu können, benötigte ich trockene Hände.
Durch mein Gewicht aber zog es mich weiter in die Tiefe, aus der ich das Lachen vernahm. Diesmal lachte nicht nur Lataresse, auch seine Dienerinnen stimmten mit ein.
Ich schaute erst gar nicht hin, sondern schielte in die Höhe und beobachtete meine Hände, die immer mehr abrutschten.
Stück für Stück…
Neben mir atmete Bill wie ein Marathonläufer dicht vor dem Ziel, wenn er noch einmal alles aus einem Körper herausholt. »Das geht nicht gut!« keuchte der Reporter. »John, das…«

Bill Conolly fiel!
Ich hörte seinen Schrei und auch den klatschenden Aufprall. Einen Moment später war es auch bei mir soweit. Durch die Feuchtigkeit auf den Handflächen hatte ich mich ebenfalls nicht mehr halten können und raste in die Tiefe…

***

Suko hatte alles auf eine Karte gesetzt und war mit dem Wagen bis dicht vor die Klinik gefahren. Erst nahe der Treppe stellte er das Fahrzeug ab und stieg aus.
Bevor er Lorna aus dem Auto holte, schaute er sich um. Er wunderte sich über die Stille und auch die Dunkelheit, durch die träge die Dunstschwaden zogen und ihn an Boten aus einem finsteren Totenreich erinnerten.
Diese Klinik war nicht normal. Er spürte es. Von dem alten Haus ging eine Bedrohung aus, die bei ihm eine Gänsehaut erzeugte.
Von seinen Freunden hatte er nichts gesehen. Er wußte zudem nicht, ob John und Bill die gleiche Spur aufgenommen hatten wie er.
Jedenfalls wollte er reinen Tisch machen.
Als er die Tür zum Fond öffnete, klang ihm das Lachen der Lorna Delaney entgegen. »Was finden Sie so lustig?« Er packte zu, um Lorna aus dem Rover zu holen.
Suko bekam die Antwort erst, als die Löwenfrau auf seinen Armen lag. »Ich finde es überhaupt nicht lustig. Mein Lachen bedeutet Schadenfreude darüber, daß du freiwillig in den Tod gehst.«
Suko drehte sich um. Mit dem Knie stieß er die Tür wieder zu.
»Das steht noch nicht fest.«
»Warte es ab, Chinese.«
Mit der Frau auf den Armen schritt Suko die Treppe hoch. Nur dicht unter dem Dach war ein Fenster erleuchtet. Es strahlte wie ein heller Mond im Mauerwerk.
In der Halle wurden die beiden von einem nur sehr schwachen Lichtschein und der Stille empfangen.
Suko blieb stehen. »Wo sind sie?« fragte er.
»Hier bestimmt nicht.«
»Das sehe ich. Wo dann?« hakte Suko nach.
»Willst du sie nicht suchen?«
»Nein, ich möchte schnell sterben.«
»Dann geh in den Keller, Bastard!«
»Wie du meinst, Lorna…«

***

Ich hatte mich auf den Fall und auf den Aufprall vorbereiten können. Zudem war die Distanz nicht sehr groß. Es mußte schon ein verdammter Zufall sein, wenn ich mir irgend etwas verstauchte.

Sicher kam ich auf. Mit beiden Füßen gleichzeitig berührte ich den Steinboden, sackte noch einmal in die Knie, schnellte wieder hoch, als es mich erwischte.

Die Frauen griffen von zwei Seiten an. Sie nahmen dabei nicht die Hände, sondern die verfluchten Waffen.

Plötzlich spürte ich die Haken an meinem Hals und auch an der Hüfte. Der am Hals war wie ein Ring oder eine Klammer. Hinzu kam der Druck, der mich in die Knie zwang.

Ich hörte das Lachen. Ein weiterer Stoß traf meinen Rücken. Es tat weh, ich verbiß den Schmerz und dachte daran, daß ich noch die Hände freihatte.

Bevor sie diese auch umklammern konnten, griff ich zu. Meine Rechte klammerte ich um den metallenen Halbmond und zerrte daran.

Die Frau kippte mir entgegen, weil sie nicht loslassen wollte. Ich stieß die Stange wieder zurück und bekam sie frei. Noch immer kniend, fuhr ich mit der Stange herum.

Ich traf einen Körper, hörte Bills wütenden Ruf und bekam mit, wie er zusammengedroschen wurde.

Da sprang der Löwenmann.

Er hatte sich abgefedert. Sein menschlicher Körper war angefüllt mit der Kraft des Raubtieres, die wiederum durch eine alte afrikanische Magie unterstützt wurde.

Zwar riß ich noch die Stange als Deckung hoch, es war eine nur mehr lächerliche Geste.

Mit einem Prankenhieb fegte sie mir der Löwenmann aus der Hand. Sie rutschte über den Boden, eine Frau bückte sich und hob sie auf. Das sah ich gerade noch, dann war der gewaltige Körper über mir.

Sein Schatten verdunkelte mein Blickfeld. Die Stangen waren gelöst worden, die Wucht des Aufpralls schleuderte mich auf den Rücken, und Lataresse hockte plötzlich über mir.

Der gewaltige Kopf senkte sich mir entgegen. Raubtieratem fuhr heiß und fauchend in mein Gesicht. Ich sah die Zunge eingebettet zwischen den Zähnen und erinnerte mich daran, welch furchtbare Verletzungen Rose Wayne gehabt hatte.

Das gleiche Schicksal stand mir bevor.

Es gelang mir nicht, die Beine anzuziehen und die Knie gegen den Körper zu drücken, um ihn in die Höhe zu stemmen. Er war einfach zu schwer und lag auch zu dicht auf mir.

Biß er zu.

Der Schrei wurde zu einem Wort.

»Lornaaaa!«

***

Genau in dem Augenblick hätte der Löwenmensch eigentlich

zubeißen müssen. Aber auch er hatte den Ruf vernommen. Das Maul blieb offen. Mir gelang es noch, einen Blick in die Augen zu erhaschen, die sich nicht mehr bewegten. Sie lagen wie Kugeln in den Höhlen und hatten, so glaubte ich jedenfalls, einen überraschten Ausdruck bekommen.

Wieso Lorna?

Und wieder schrie jemand den Namen. Diesmal handelte der Löwenmann. Er ließ von mir ab.

Geschmeidig wälzte sich Lataresse herum. Er blieb nicht auf dem Boden liegen, sprang in die Höhe und gab mir Gelegenheit, mich ebenfalls herumzuwälzen.

Ich schaute zur Tür.

Dort befand sich Lorna Delaney, die Löwenfrau!

Nur stand sie nicht auf ihren eigenen Füßen. Sie lag auf den ausgestreckten Armen meines Freundes Suko, den der Himmel in letzter Sekunde geschickt hatte…

***

Suko bewegte sich nicht. Einen halben Schritt stand er von der Türschwelle entfernt, starrte in den Kellerraum und auch diejenige Person an, um die sich alles drehte.

Lataresse wollte es nicht glauben. Er schüttelte den mächtigen Löwenschädel, wobei er sein Maul aufriß und etwas flüsterte. »Du, Lorna?«

»Ja, sie ist es«, fragte Suko lässig. »Hast du sie gesucht, mein Freund?«

»Sicher!«

Mein Freund lächelte. Er nickte mir zu, dann Bill, der am Boden lag und sich nicht rührte. »Ich bringe sie dir, Doktor. Sie hat bestimmt Sehnsucht gehabt…«

Lorna schaute ihren Herrn und Meister an. Sie brachte keinen Ton hervor, nur ihr Blick sprach Bände. So sahen eben nur verliebte Menschen aus. »Er hat mich gefangen«, brachte sie mühsam und stockend hervor. »Ich konnte nichts tun. Er wollte zu dir…«

»Das ist gut.«

»Das dachte ich mir auch«, erwiderte Suko und stellte noch im gleichen Atemzug eine Frage. »Willst du sie haben?«

»Gib sie her!«

»Da hast du sie!« Suko schrie die Antwort und schleuderte Lorna im gleichen Augenblick auf Dr. Lataresse zu. Sie bewegte sich wie eine Puppe, und der Löwenmann streckte die Arme vor, um sie aufzufangen. Dadurch war er abgelenkt.

Suko und ich nutzten die Zeit.

Wie ein Blitz war ich an Lataresse vorbei und unter dem verdammten

Käfig, wo ich in die Höhe sprang.

Meine Hände bekamen tatsächlich noch zwei Gitterstäbe zu fassen.

Ich schwang zurück und wieder vor, denn zwei Frauen griffen mich plötzlich an, während die anderen drei sich um Bill Conolly kümmerten, der sich ebenfalls wehrte.

Mittelpunkt jedoch war Suko.

Nicht umsonst hatte er Lorna gegen Lataresse geschleudert. Die freigewordene Zeit hatte er genutzt, seine Dämonenpeitsche gezogen und einmal einen Kreis über den Boden geschlagen. Dann griff er an!

***

Lataresse war schnell, gewandt und geschmeidig, einem Raubtier würdig, aber er war auch durch Lorna behindert. Vielleicht ahnte er die Gefahr, nur konnte er nicht mehr ausweichen.

Die drei gefächerten Riemen waren einfach zu schnell und zu treffsicher geschlagen worden.

Er hielt Lorna fest, aber die Riemen der Peitsche jagten über ihren Körper hinweg, bekamen noch einmal Schwung, stiegen leicht in die Höhe und trafen das Gesicht.

Obwohl die Berührung nicht sehr fest war, zeigte sich eine überraschende Wirkung. Sie gruben sich durch das Fell und in die Haut hinein. Dort hinterließen sie ihre Spuren, drei dicke Furchen, wovon eine quer über das rechte Auge lief.

Lataresse, der Löwenmann, brüllte fürchterlich auf. Noch mit Lorna auf dem Arm taumelte er quer durch das Verließ und geriet mir genau in den Weg.

Ich rammte ihm meine Beine in den Rücken, als ich mit einer mächtigen Bewegung vorschwang.

Lataresse konnte diesen Aufprall nicht mehr ausgleichen. Die Beine gaben ihm nach. Zusammen mit Lorna fiel er zu Boden. Er wälzte sich mit ihr, beide brüllten, und ich sah, wie der Kopf des Löwenmannes allmählich verging.

Es löste sich nicht auf, er verwandelte sich nur in einen menschlichen Schädel, der bereits durch die Peitschenhiebe gezeichnet war und auseinanderbröckelte.

Wir wandten uns ab, wollten nichts mehr sehen, und auch die fünf Dienerinnen des Dr. Lataresse waren geschockt. So hatten sie sich das Ende nicht vorgestellt.

Eine aber blieb zurück.

Lorna, die Löwenfrau. Sie richtete sich noch einmal auf, obwohl sie ihre Arme nicht benutzen konnte. Sie starrte uns an, ein fürchterliches Brüllen drang aus ihrem Mund, dann fiel sie zurück und kippte über die Reste ihres Meisters.

Nur wenige Augenblicke später war auch sie von ihrem unseligen

Dasein erlöst worden.

Suko nickte mir zu. »Das war im letzten Augenblick, wie?«

»Du sagst es.«

»Immer geht es nicht gut«, flüsterte Bill Conolly. »Trotzdem danke, du alter Eisenfresser.«

»Keine Ursache, gern geschehen.« Suko lächelte knapp und schaute auf die fünf Frauen. »Ich frage mich nur, was wir mit ihnen machen.«

Sie schauten uns ängstlich an. Ich sagte: »Es waren wohl Krankenschwestern aus der Klinik. Sie scheinen durch die Vorgänge geheilt zu sein. Lassen wir sie in Ruhe!«

Suko und Bill waren einverstanden. Der Reporter allerdings mußte wie immer das letzte Wort haben. »Tja, Mädels«, meinte er grinsend. »Da müßt ihr euch wohl einen anderen Job suchen. Am besten im Tierheim oder im Zoo, dort könnt ihr auch mit Löwen spielen…«

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 020 »In dieser Straße wohnt die Angst«
[2]gefühlsmäßige Ablehnung